


HERBST 1962 · NR. 13



**die
neue
realität**

UNTER ANDEREM:

kunst

theater	4
architektur	5
jazz	10-12

feuilleton

märchen	8
die tote stadt	14
lolita	17
der verwünschte fortschritt .	23
pensées	27

ehemalige

nachrufe	6-7
10 jahre danach	25

*

„die neue realität“ – Ein Blatt der Schüler, Lehrer, Eltern und Ehemaligen am Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium, Osnabrück – **Herausgeber:** Die Schülermitverwaltung, der Oberstudiendirektor und der Elternrat des E.-M.-Arndt-Gymnasiums, die Vereinigung Alter Realgymnasiasten. – **Anschrift:** „die neue realität“, Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium, Osnabrück, Lotter Str. 6 – Tel. 3 29 11 – **Geldverkehr:** Sparkasse der Stadt Osnabrück, Konto-Nr. 2586 – **Chefredakteur:** Claus Securs, Stellvertreter: Rolf-Achim Georg. – **Beratender Lehrer:** Stud.-Rat Henke. – **Ehemalige:** Dr. Laig. – **Ständige Mitarbeiter:** Annelind Georg, Dieter Gatzsch, Siegfried Marsch, Gerd Holthausen, Udo Schlüter. – **Anzeigen, Versand:** Klaus Beermann.

Titelseite und Druck auf Seite 14/15: Rolf-Achim Georg.

„die neue realität“ ist Mitglied der Jungen Presse, L.A.G. Niedersachsen.

Druck:
A. Fromm, Verlag und Handelsdruckerei

Dieser Ausgabe liegt eine Werbeschrift des Bundesministeriums für Verteidigung bei. Wir bitten unsere Leser um freundliche Aufmerksamkeit.

Mit Namen gezeichnete Artikel brauchen nicht die Meinung der Herausgeber darzustellen.

Redaktionsschluß: 15. Januar

ermunterung

Über nr. 12, sommerausgabe, habe ich mich herzlich gefreut. Daß Sie einmal einen versuch mit der kleinschreibung wagen, begrüße ich. Es wird sich hoffentlich eine recht lebhaftere aussprache daran schließen. Aber das macht nichts. Die frage der groß- und kleinschreibung ist so verwickelt und greift in so viele gebiete ein, daß man sie nicht aus dem handgelenk lösen kann. Aber gerade darum sollte man einen mutigen schritt wagen.

Daß das interesse an der völkerverständigung an meiner alten schule nicht gerade sehr stark zu sein scheint, bedauere ich. Vielleicht fehlt es da nur an nötigen anregungen, um die geister in bewegung zu bringen. Die deutschen haben allen anlaß, brücken des verständnisses von volk zu volk zu schlagen. – Ich möchte Sie mit diesen zeilen nur ermutigen, auf dem eingeschlagenen wege unbeirrt weiterzugehen.

Prof. Dr. phil. Burkhart Schomburg

Wir danken Ihnen, herr professor, für die freundliche ermutigung. Nur ist das so eine sache mit der lebhaften aussprache an unserer schule. Wir haben bis jetzt nur die reaktion eines lehrers bemerken können (leider negativ!). Im übrigen sind wir völlig Ihrer meinung! d. red.

bemerkenswert . . .

. . . daß die Herren „Pauker“ nur selten mit „gezogenen“ Hüten in den Gängen unserer Schule angetroffen werden. – Die Spatzen unter unseren Hüten frieren sicher ebenso wie die unserer „Gebieten“.

. . . daß die Diskussion über das Thema Religion zu unserem Erstaunen noch immer nicht abgeklungen ist. Wir scheinen wohl ein aktuelles Thema angesprochen zu haben und freuen uns über jede Zuschrift.

. . . daß unser Schulfest eine sandige, ohrenbetäubende, eindrucksvolle Pleite darstellte. Warum nicht immer so?

. . . daß „die neue realität“ zum ersten Male 6 1/2 Seiten Anzeigen bringt, zum Leid des Lesers – zur Freude des Bankkontos! Wir haben dies ganz allein unserem neuen Manager für Anzeigen und Versand, Klaus Beermann, zu verdanken. Ihm gebührt unsere ganze Anerkennung.

. . . daß selbst in Osnabrück wieder einmal eine Woche der Jugend stattfand.

. . . daß bald Weihnachten ist. – (Man sollte es kaum für möglich halten!)

Da dies unsere letzte Ausgabe in diesem Jahre sein wird, möchten wir schon jetzt allen unseren Lesern ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr wünschen.

Unser großer Sieg

Nachdem die Ergebnisse der Leistungen unserer am 1. September 1962 ausgetragenen Bundesjugendspiele ein allgemeines Formtief der Schüler verraten hatten, entließ unser Oberstudienleiter die Teilnehmer der Grenzlandwettkämpfe nur mit einem verhaltenen Optimismus. Er ermunterte uns damit, schon mit einer kleinen Medaille zufrieden sein zu wollen. Mit seinen guten Wünschen und bereit, unser Bestes zu geben, zogen wir aus, insgesamt 30 Schüler aus sechs Jahrgängen, um uns in Lingen mit den anderen Vertretern von 20 Gymnasien im sportlichen Wettkampf zu messen. Unsere Begleitlehrer waren Oberstudienrat Papenhausen, Studienrat Nikolaos und Studienassessor Simon, die redlich bemüht waren, unseren Kampfgeist durch fachmännische Ratschläge zu kräftigen.

Der Wettkampf der Gymnasien des Osnabrücker und emsländischen Raumes bestand neben den Einzelwettbewerben, wie Hochsprung (Stabhochsprung und Speer fielen später wegen Regen aus) und den 4x100-m-Staffeln der Ober- und Mittelstufen sowie der Schwedenstaffel der Oberstufen, in erster Linie aus einem Fünfkampf mit drei leichtathletischen und zwei turnerischen Disziplinen.

Gleich am ersten der zwei angesetzten Wettkampftage konnte unsere Schule erste, wirkungsvolle Erfolge verzeichnen. Im Hochsprung errangen wir einen ehrenvollen zweiten Platz, und die Vorläufe der 4x100-m-Staffeln gewannen sowohl unsere Mittelstufe als auch unsere Oberstufe. Mit dieser moralischen Stärkung zogen wir uns dann am Freitagabend in die zugewiesenen Quartiere zurück, um am nächsten Tag noch mehr aus uns herauszuholen.

Am nächsten Morgen begann der Fünfkampf, der in der Linger Turnhalle und auf dem Sportplatz ausgetragen wurde. Unsere 30 Freunde schlugen sich tapfer, obwohl ein bössartiger, sintflutartiger Regen die Spiele tückisch unterbrach und am Nachmittag, als wir den Kampf wieder aufnahmen, unser aller Kampfmoral auf eine harte Probe stellte. Wir blieben zwar unter unseren Höchstleistungen infolge der schlechten Wetterbedingungen, hatten aber schließlich doch in der Erwartung der Siegesverkündung im Fünfkampf ein recht gutes Gewissen.

Als letzte Entscheidung standen nun die Staffelläufe auf dem Programm. Die Konkurrenz war groß. Wir hatten ernsthaften Respekt vor unseren Gegnern. Zuerst lief unsere Mittelstufe über 4x100 m in der Besetzung Menzel, Ryback, Ruchert, Haßheider. Es wurde ein klarer, glänzender Sieg. Unsere Oberstufe war angestachelt durch den Gewinn. Sie startete in der Besetzung Beinker, Plogmann, Reinhardt und Gatzsch. Diese Entscheidung wurde nicht so klar wie die bei der Mittelstufe. Doch mit einer Zehntelsekunde Vorsprung wurden wir auch hier Sieger dank unserer großartigen Gazelle Jürgen Plogmann, der

auf der Gegengeraden rauschenden Beifall erntete. Unsere Herzen sowie die unserer drei Begleiter schlugen höher.

Darauf fand das Faustballspiel statt. Unser bewährtes Team, bestehend aus Heinze, Röthig, Erdbrink, Schlüter und Ulrich Meyer befand sich im Endspiel. Wir übrigen lagen am Wiesenraum, brüllten Beifall. Welch eine Stimmung! Und wiederum siegten wir. Fortuna, das wußten wir jetzt, war auf der Seite des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums.

Bei der folgenden Schwedenstaffel, die in drei starkbesetzten Läufen durchgeführt wurde, waren wir noch einmal Gewinner unseres Laufes in der Besetzung Plogmann, Ulrich Meyer, Gatzsch und Beinker, und in der Gesamtwertung wurden wir Zweiter hinter dem Ratsgymnasium. Die Siegerehrung, die dann angeschlossen, konnte uns also in Anbetracht der errungenen Siege und der noch zu erwartenden Verkündung der Entscheidungen im Fünfkampf nur noch angenehm überraschen. Die Überraschung kam auch.

Zunächst waren da unsere Fünfkampfeinzelsieger Jürgen Plogmann (96,5 Punkte), Hans Hörling (99,0 Punkte), Klaus Ryback (106 Punkte). Dann wurde unsere größte, am wenigsten erwartete Freude verkündet: der Gesamtsieg!

Bei den in Lingen durchgeführten Grenzlandwettkämpfen der höheren Schulen, an denen rund 800 Schüler und Schülerinnen aus 20 Gymnasien des Osnabrücker und emsländischen Raumes mit insgesamt 29 Mannschaften teilnahmen, erreichte bei den Jungenschulen unser Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium mit 114 von 126 möglichen Punkten die höchste Wertung. Damit gewann unsere Schule den vom niedersächsischen Kultusminister gestifteten „Wanderpreis für den Vergleichskampf der Schulen“. Das überstieg all unsere Erwartungen. Wir waren stolz, als wir mit Preisen überladen den Sportplatz verließen, und freuten uns auf die Überraschung, die wir unserem Oberstudiendirektor damit bereiten würden.

Die ist uns am folgenden Montag auch glänzend gelungen, als wir ihm die vielen Urkunden, den Teller der Faustballspieler, die riesige Silbertafel der 4x100-m-Staffel und die schwere bronzene Platte für den Gesamtsieg vorlegten. Unser Oberstudiendirektor war sehr zufrieden mit uns und gab der Hoffnung Ausdruck, wir möchten doch auch in unseren Zeugnissen künftig so siegreich sein, um im kommenden Jahr noch einmal dabei sein zu können.

Unser Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium hat mit dieser sportlichen Leistung bewiesen, daß es nicht nur auf geistigem Gebiet eine führende Schule ist, auf die wir mit Recht stolz sein dürfen. Wir haben damit das klassische Wort bestätigt, das da heißt: Mens sana in corpore sano!

Dieter Gatzsch

Ein Spiel gegen Terror und Furcht

Gedanken eines Obersekundaners zu Albert Camus' „Belagerungszustand“

Der Belagerungszustand hat eine gewisse Ähnlichkeit zu den mittelalterlichen „moralités“, die Hofmannsthal später in seinem „Jedermann“ wieder aufgegriffen hat. Den Zuschauern vertraute Themen wurden sinnbildlich dargestellt. So auch hier. Die symbolischen Figuren sind einfach geprägt: der Terror (Pest), der Tod (Sekretärin), der Nihilismus (Nada), die Freiheit (Diego) und dazu das Volk als eine schwankende, willenlose Masse. Kennen wir nicht das Thema dieses Stückes, den Terror, die Furcht vor ihm, den Widerstand gegen ihn?

Was geschieht? Der Belagerungszustand wird über die lebensfrohe Stadt Cadix verhängt. Die Pest, eine moderne Krankheit, die überall auftreten kann, wird zum Tyrannen. Sie hat ein leichtes Spiel, denn das Volk ist anfällig in seiner Selbstgenügsamkeit und politischen Lauheit. Mit Hilfe der Sekretärin und des verzweifelten Nada, der ohne Glauben ist, alle Werte verneint und nur im Trunk Zufriedenheit findet, mit Propaganda und gefälschten Wahlen, „freiwilligem Zwang“ und brutaler Gewalt setzt sich die Pest durch. Doch die Liebe zu Viktoria gibt Diego die Kraft zu innerer Empörung. Er findet das einzig wirksame Abwehrmittel gegen den Terror: die Furcht- und Angstlosigkeit.

Die Sekretärin, Symbol des „Zuverlässigen“, die nur noch ein Zerrbild ihrer ursprünglichen Aufgaben abgibt, öffnet dem Rebell Diego den Ausweg aus der Katastrophe, indem sie ihm den geheimen Konstruktionsfehler erläutert:

„Soweit ich zurückblicken kann, hat es immer genügt, daß ein Mensch die Angst überwandt und sich auflehnte, damit es im Räderwerk zu hapern begann. Ich sage nicht, die Maschine bleibe stehen, noch lange nicht. Aber es fängt an, zu hapern und manchmal versagt sie dann am Schluß wirklich.“

Im Stück versagt sie. Diego muß die Freiheit der Stadt mit seinem Leben bezahlen. Die Pest, die auch in die Familien eingedrungen war, weicht; doch sie lauert vor den Toren der Stadt. Der alte Schlendrian beginnt von neuem. Der Sieg ist nicht für allemal erfochten, er muß immer wieder erkämpft werden.

Interessant ist die Arbeitsweise der Maschine. Sie verriegelt die Tore der Stadt und umgibt diese mit „stacheligen Hecken“. Sie verteilt die Nahrungsmittel zu gleichen, winzigen Teilen an alle Bürger, die ihre Anhänglichkeit an die neue Gesellschaft beweisen. Sie erteilt „Passierscheine“ nur in äußerst seltenen Fällen und immer willkürlich. Sie empfiehlt das gegenseitige An-

zeigen von Familienmitgliedern und belohnt jede Denunziation durch die Zuteilung einer doppelten Lebensmittelration. Sie trennt die Männer von den Frauen und verbietet die Liebe. An deren Stelle treten die perfekte Organisation und die unmenschliche Ordnung. Existenzbescheinigungen, Dringlichkeitsgesuche und Gesundheitsatteste werden zum Lebensinhalt, wobei das Erhalten des einen den Besitz des anderen voraussetzt. Wer sich weigert, das Pestabzeichen zu kaufen, ist verpflichtet, das Abzeichen der Abzeichenverweigerer zu tragen; denn so sieht man auf den ersten Blick, mit wem man es zu tun hat. Es bleibt kein Raum für persönliche Freiheit. Der Mensch ist nichts als ein Rädchen im Räderwerk der Staatsmaschinerie.

Vieles klingt vielleicht nach Kabarett, doch es wäre ein mörderisches. Einige Theaterbesucher mißverstanden die tiefste Satire mit Seitenhieben auf Planung und Verplanung, den bürokratischen Leerlauf und Papierkrieg, auf das Parteichinesisch und die Propaganda und lachten.

Schon die ersten Szenen deuten auf das kommende Unheil hin. Angstschreie, Rufe nach Freiheit werden vernehmbar; dazu die eisige Stimme der Pest. Von ihr geht lähmendes Entsetzen aus. Sie spiegelt Herzenskälte und Bosheit wider. Mit messerscharfer Intelligenz nützt die Pest die menschlichen Schwächen aus.

Ohne Zweifel will Camus uns mit seinem Belagerungszustand belehren, will uns aufrütteln aus der geistigen Teilnahmslosigkeit und Schläfrigkeit, damit wir uns gegen die Unfreiheit, Ungerechtigkeit und Willkür wehren können. Er verurteilt den Nihilismus und zeigt uns die Kraft der Liebe, der persönlichen Verantwortung und des Mutes, durch die Gewalt und Tod zu überwinden sind.

Ist uns die „Maschine“ und deren Arbeitsweise nicht bekannt, die Verteilung der Nahrungsmittel zu gleichen, winzigen Teilen, die Denunziationszuwendungen, die kaltherzige Bürokratie mit ihren widersinnigen Verordnungen, Bescheinigungen und Befehlen?

Seit Deutschland geteilt und Ostberlin mit Mauern und „stacheligen Hecken“ abgeschirmt ist, wissen wir, daß die „Maschine“ wieder zu arbeiten begonnen hat. Das Stück ist ein einziger Protest gegen die unmenschliche Diktatur. Es beweist eine erschreckende Aktualität.

Udo Schlüter

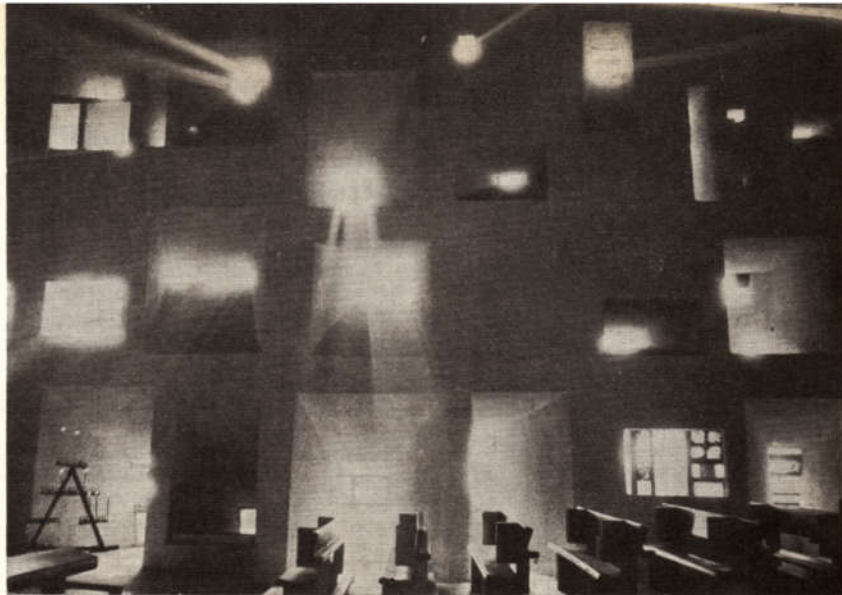
Kleine Vorschau

Gerhart Hauptmann, dessen Geburtstag sich in diesem Jahr zum 100. Male jährt, kommt in Osnabrück mit seinem „Michael Kramer“ zu Worte. Dieses berühmte Künstlerdrama behandelt das immer aktuelle Vater-Sohn-Problem zwischen dem Maler Michael Kramer, für den die Kunst eine „Mission“ ist, und seinem verwachsenen Sohn Arnold, in dessen hervorragende künstlerische Leistung der Vater so viel Erwartung setzt, daß der Sohn daran zugrunde geht. Dieses erschütternde Stück ist in seiner Menschlichkeit und Problematik völlig zeitlos und auch heute von starker Aussage.

Die Titelrolle in dieser Aufführung übernimmt Otto Collin, der aus Film, Funk, Fernsehen und von großen Bühnen her bekannte Schauspieler.

Neben den aufgeführten Werken steht Camus' Schauspiel „Der Belagerungszustand“ noch einige Male auf dem Spielplan.

Mit der Herausgabe des Novemberspielplanes kündigt sich schon langsam der Winter an. Das diesjährige Weihnachtsmärchen „Schneeweißchen und Rosenrot“ ist am Dienstag, dem 20. November, erstmalig im Spielplan zu finden.



RONCHAMP

Fama und Wirklichkeit

In den südlichen Ausläufern der Vogesen, über dem Städtchen Ronchamp, erhebt sich die Wallfahrtskirche Notre Dame du Haut, die der Schweizer Architekt Le Corbusier 1955 auf der Stelle der im Kriege zerstörten alten Kapelle errichtete.

Irgendwo hatte ich gelesen: „Dem Pilger, der die bewaldeten Höhen hinaufsteigt, leuchtet die weiße Kirche mit dem graubraunen, geschwungenen Dach schon von weitem entgegen.“ Dieser Satz und alles andere, was ich von der Wallfahrtskirche Notre Dame du Haut gehört und auf Fotos gesehen hatte, machten mich gespannt und voller Vorfreude auf die Wirklichkeit. Wir kamen Ronchamp näher, und nicht nur wir. Was sich über die Hügel auf die Kirche zu bewegte, waren keineswegs Pilger, sondern motorisierte Touristen, internationale, die sich alle auf einen staubigen Parkplatz ergossen. Auf einer großen Tafel stand in französischer und deutscher Sprache, daß die Eintrittsgelder zur Erhaltung der Kapelle dienten, außerdem durften die Deutschen (und die Franzosen, die Deutsch konnten) noch lesen, daß auch die Deutschen einen großen Teil der Mittel zur Verfügung gestellt hatten – Zeichen der Versöhnung!

Einen ersten Gesamteindruck von der Kirche zu gewinnen, war kaum möglich, denn die Fronten von zwei Restaurants nahmen fast das ganze Blickfeld ein. Kaum hatte ich diese beiden Gebäude im Rücken, als ich mich plötzlich an unser gutes, altes Hermannsdenkmal versetzt glaubte. Ich stand neben Buden, die fast überquollen von Köppis, Mokkalöffeln, Schnapsgläsern, Miniaturalphörnern. Zu dem Zeitpunkt, als ich ein paar Meter von der Kirchenwand bunte Stühlchen und Tische entdeckte, war ich schon reichlich niedergeschlagen und empört, dann aber überwog meine Empörung, denn dieses Mobiliar gehörte zu einem weiteren Café, das – so stand es groß und deutlich zu lesen – vom Kirchendiener höchstpersönlich geführt wurde. Dieser Mann schien außer seinem Sinn fürs Geschäftliche auch noch ein Faible für Geflügelzucht zu haben, denn eine Schar Hühner lief gackernd über die Erdhügel, die unverständlicherweise seit dem Bau noch nicht eingeebnet worden sind.

In der Kirche selbst wird gerade eine kurze Messe gefeiert. Vergessen sind Wappenlöffel und Hühner. Die Stimmung im Innern der Kapelle umgibt den Eintretenden wie eine gegen Äußerlichkeiten undurchlässige Schicht. Mystische Halbdämmerung, nur erhellt von Lichtschächten, die die Massivität der Mauer ahnen lassen. Die psalmodierende Stimme des Priesters, voll und tönend durch eine wunderbare Akustik. In den Seitenkapellen, die durch zangenförmige Verklammerung der Turmmauern entstehen, geheimnisvolles Licht auf den rotgestrichenen Innenwänden, das nach oben zu den Öffnungen ganz hell wird. Sonst ist der Beton roh gelassen, so daß der ganze Raum ohne jegliche Retouche nur durch seine Architektur wirkt. Das Dach ist konvex eingedrückt und senkt sich wie eine Schale in das Innere.

(Fortsetzung Seite 12)



IN MEMORIAM

Dr. Th. Siebert

*„Während seines Urlaubes in Österreich, in dem er Erholung von schwerer Überarbeitung suchte, starb an den Folgen eines Herzinfarktes am 8. August 1962 Herr Oberstudien-
direktor Dr. Theodor Siebert. Pflichterfüllung, Treue und selbstloser Einsatz für andere
kennzeichneten sein Wesen. Seine menschliche Wärme und Fürsorge empfanden alle, die
ihn liebten. Gott der Herr hat ihm nach plötzlicher, schwerer Krankheit das Ende leicht
gemacht.“*

Diese schmerzliche Nachricht erreichte uns unmittelbar nach den Sommerferien, und wir geben sie schweren Herzens an die vielen Ehemaligen weiter, denen Herr Dr. Siebert als Lehrer und Erzieher am Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium (vom Herbst 1951 bis Ostern 1957) noch in lebendiger Erinnerung vor Augen steht.

Dr. Siebert teilte das unruhige Schicksal einer Generation, die, in eine Zeit der Stürme hineingeboren, nicht erwählt war zu stiller Ernte, sondern berufen, das geistige Erbe unseres Volkes gegen die Kräfte der Zerstörung zu bewahren und über Trümmern eine Aussaat ins Ungewisse zu wagen. So bestimmten die Stationen seines Lebens Dr. Siebert zu einem Wanderer zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen deutschem Osten und deutschem Westen, zwischen Deutschland und Europa. Er wurde 1902 in Schneidemühl in Westpreußen geboren, verlebte seine Schulzeit in Danzig, studierte in Königsberg, Marburg und Halle Französisch, Englisch und Geschichte, wirkte in seinem Beruf als Referendar in Halberstadt, als Assessor in Halle, als Studienrat in Naumburg, wurde als Direktor einer Oberschule nach Hoyerswerda in Niederschlesien abgeordnet und bald darauf zum Kriegsdienst einberufen. Als Fernaufklärer im Dienste der Luftwaffe hat er sich in zahlreichen Frontflügen bewährt, geriet am Ende des Krieges in russische Gefangenschaft, aus der er erst mit Beginn des Jahres 1950 zu seiner Familie in Niedersachsen zurückkehrte. Obwohl er als Spätheimkehrer einer längeren Erholung bedurft hätte, drängte es ihn bereits ein halbes Jahr später in den Schuldienst. Nach vorübergehender Tätigkeit an Gymnasien in Rinteln und Stade wurde er im Herbst 1951 in die nach dem Tode von Oberstudienrat Dr. Simon verwaiste Stelle eines Verwaltungsoberstudienrates an unsere Schule berufen. 5½ Jahre wirkte er an verantwortlichem Platze in einer Zeit des Wiederaufbaus zum Wohle des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums, bis er Ostern 1957 mit der Leitung des Neusprachlichen Gymnasiums zu Speyer am Rhein beauftragt wurde. Dort hat er neben seiner pädagogischen Aufgabe sich vor allem der Förderung des Schüleraustausches mit englischen und französischen Schulen gewidmet. Der europäischen Verständigung zu dienen war ihm bis in die letzten Wochen seines Lebens jedes Opfer an Kraft und Zeit wert. Die persönliche Verbindung zu unserer Schule ist nie abgerissen. Begeistert stimmte Dr. Siebert vor einem Jahr unserer Aktion Mahnmahl Berlin zu, und sein letzter Gruß an die Schule war Dank und Lob für die Sommernummer 1962 der „neuen realität“.

Mit Dr. Siebert haben wir einen Kollegen und einen Lehrer verloren, dessen Wissen und Können uns höchste Achtung, dessen Arbeitskraft uns aber geradezu Bewunderung abnötigte. Er war uns wie seinen Schülern ein Vorbild zäher Willenskraft. Wenn er eine Aufgabe für richtig und notwendig erkannt hatte, packte er sie nicht nur entschieden an, sondern führte sie stets auch zu Ende. Als Pädagoge wußte er, daß nur lehren kann, wer sein Leben lang selbst zum Lernen bereit ist. Unermüdet bemühte er sich, Neues zu ergreifen, um seinen Schülern nur das Beste

weiterzugeben. Im Stillstand fürchtete er die Gefahr des Rückschritts. So war er auch überzeugt, daß die Kunst des Erziehens immer ein Vorangehen sein müsse und allein der volle Einsatz der eigenen Kraft die Zögernden und Schwachen zur Nachfolge bewegen könne. Er forderte viel von seinen Schülern, von sich selbst aber ein Mehrfaches. Nur weil er gegen sich selbst hart war, wurde seine Verachtung der Weichheit glaubwürdig. Zugleich zeigte er aber jederzeit in seiner Haltung, daß Härte durch Form gezügelt werden muß. „Fortiter in re, suaviter in modo!“ (Sei hart in der Sache, aber höflich in der Form!) könnte der Wahlspruch seines Lebens gewesen sein. Über die Verbindlichkeit des Wortes wie des Verhaltens fand er seinen Weg zum Mitmenschen; er bewies, daß andere nur der formen kann, der selbst die Form wahrt. Er war ein vornehmer und ritterlicher Widersacher, wenn seine Überzeugung auf dem Spiele stand, ein ehrlicher und zuverlässiger Partner für seine geistigen Weggefährten. So sahen ihn seine Schüler, wie es in einem Nachruf aus Speyer heißt, als eine glückliche Mischung zwischen Respektsperson, Kamerad und Gentleman an. Besser könnte nicht umschrieben sein, daß seine ideale Forderung an sich selbst auch Erscheinung in der Wirklichkeit geworden ist!

Auch daß ein Vorbild im Geistigen nur sein kann, wer seinen Körper in Zucht hält, zeigte Dr. Siebert der ihm anvertrauten Jugend. Mit Begeisterung pflegte er Wandern und Radfahren, Schwimmen und Bergsteigen als notwendigen Ausgleich zu der nie abreißen Arbeit am Schreibtisch.

In der Begegnung mit der Natur wuchsen ihm die Kräfte zu, die er zur Erhaltung seiner geistigen Frische suchte. Auch in diesem Jahr gedachte er in seinen geliebten Bergen neue Kraft zu gewinnen. Er ahnte nicht, daß es seine letzte Wanderung sein sollte.

Wenn wir diesem Nachruf ein Bild des Verstorbenen unter einem Gipfelkreuz vorangestellt haben, so scheint uns das von tieferer Bedeutung zu sein. Der Tod hat nicht bis zum Abend eines erfüllten Lebens auf Dr. Siebert gewartet; er hat sich auf der Höhe des Lebens zu ihm gesellt, als habe er ihm nach den Mühen eines harten Aufstiegs und dem seltenen Geschenk eines weiten Blicks auf ferne Ziele den beschwerlichen Weg zurück ins Tal ersparen wollen. Uns Lebenden sei es eine Mahnung, daß auch unser Kreuz jederzeit unverhofft am Wege stehen kann.

Mit einem Worte Ernst Moritz Arndts legte Oberstudienrat Kähler einen Kranz als letzten Gruß der Schule am offenen Grabe nieder:

„Das ist unser Beruf, das ist die erste Aufgabe des Tages, daß wir Gerechtigkeit und Menschlichkeit üben lernen und Tapferkeit der Seelen und Ernst der Sitten als deutsches Erbe voranstellen.“

Studienrat Hermann Steckelmann zum Gedächtnis

LEBENS DATEN:

* 16. 8. 1883 in Egelu b. Magdeburg
Ostern 1902 Reifeprüfung Gymnasium Hann.-Münden
1902/08 Studium in Göttingen, Heidelberg, Berlin, Rostock
1908/14 Schuldienst in Leer, Göttingen, Hann.-Münden, Osnabrück
1910/11 Militärdienstpflicht beim Pionierbataillon in Hann.-Münden
1914-1947 Studienrat am Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium, Osnabrück
1914/18, 1939/41 Teilnahme an beiden Weltkriegen; zuletzt als Hauptmann d. R. z. V.
† 29. 3. 1962 in Osnabrück



Ansprache bei der Trauerfeier in der Kapelle des Heger Friedhofs zu Osnabrück am 2. April 1962

Im Namen des Lehrerkollegiums des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums zu Osnabrück erfülle ich die schmerzliche Pflicht, in dieser Stunde unseres heimgegangenen ehemaligen Kollegen Hermann Steckelmann zu gedenken.

Es ist dies für uns alle, die wir Hermann Steckelmann von der Schule her menschlich und dienstlich gekannt haben, ein Gedenken, das sich mit dem Bekenntnis des Dankes und für mich persönlich mit dem Ausdruck verehrender Freundschaft verbindet. – Dank ist im Dasein eines Schulmeisters im allgemeinen eine wenig in Erscheinung tretende Angelegenheit. Er kommt selten vor, und mit Recht, da er zu Lebzeiten oder nach dem Tode des Menschen, dem er gilt, so leicht in Schönfärberei überzugehen droht. Hermann Steckelmann wußte, wie um manche andere menschliche Schwäche, so auch um diese und pflegte nach seiner Gewohnheit darüber zu scherzen. Er umgab sich im Dienste mit einer zur Schau getragenen Herbheit und täuschte über innere Empfindungen mit einem freundlich sarkastischen Wort hinweg. Und doch dachte er im Herzen ganz anders und sehnte sich nach einem Wort der Aufmunterung, beruflich und außerberuflich.

Wenn nun heute die Schule seiner in Dankbarkeit gedenkt, daß er in den langen Jahren von 1914 bis 1947 ihr angehört hat, so offenbart sie damit zugleich ein Stück ihrer Geschichte, ihrer Tradition, ihrer Prägung, wie sie diese nun auch schon bald ein Jahrhundert alte Unterrichtsstätte in dieser Weise von ihm empfangen hat. Denn jeder lebendig tätige Mensch, zumal der Erzieher, muß ja durch seine Persönlichkeit wirken. Und Hermann Steckelmann war eine solche Persönlichkeit, eine oft eckige und kantige, und er wirkte durch sie aufs stärkste auf seine Mitarbeiter und auf Generationen von Schülern. Wann anders als in einer solchen Stunde des Abschieds dürften wir Überlebenden das dankbar bekennen!

Und wenn es in diesem Augenblick mir erlaubt ist, daß ich einiges Persönliche einflechte, so muß ich gestehen, daß mir mit dem Hingang von Hermann Steckelmann ein Stück heimatlicher Vergangenheit entschwindet. Schon unsere Eltern beiderseits waren freundschaftlich miteinander verbunden; und auch die folgende Generation hat diese freundschaftliche Beziehung gepflegt, soweit es ihr möglich war. Als ich vor einem Menschenalter, Ostern 1932, von Emden nach Osnabrück an diese Schule versetzt wurde, war es ganz selbstverständlich, daß ich mich ihm und seiner Familie anschloß, und in immer neuen Wanderungen zu Fuß und mit dem Fahrrad habe ich viele Schönheiten des Osnabrücker Landes erst durch ihn kennengelernt. Denn das Osnabrücker Land war ihm zur zweiten Heimat geworden.

Aber die niemals endende Quelle unserer Unterhaltungen war doch die gemeinsame Heimat Münden im Tal der drei Ströme Werra, Fulda und Weser, ihre Menschen, ihre Natur und Geschichte, und noch im vergangenen Jahre, als er mit einer seiner Töchter zum letzten Male die Heimat Münden besuchte, zitierte er in der Erinnerung daran beinahe begeistert mir die Verse Goethes:

„Anmutig Tal! Du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste.
Entfaltet mir die schwerbehangnen Äste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein.“

Nun bist du in ihre Schatten eingegangen.
Du hast uns verlassen, du altgewordener Freund.
Die Heimat gedenkt deiner.
Die Schule, das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium gedenkt deiner.
Dr. Walter Kaufmann

Das Märchen einer mißgönnten Liebe

Wenn der halbvertrocknete, uralte Steinpilz im grünen Moos berichten könnte, wie das wohl ein welterfahrener Mensch tun kann, dann würde er uns gewiß diese Geschichte erzählen, die sich in seiner nächsten Umgebung vor nicht allzu langer Zeit zugetragen hatte:

Auf einer kleinen, von hohen Bäumen umringten Waldwiese lebten zwei Blumen ganz dicht beieinander, eine zierliche Gänseblume und ein kräftiger Löwenzahn. Sie wären bestimmt nicht aufgefallen inmitten ihrer vielen Nachbarn, die oftmals bedeutend hübscher und aufgeputzter waren. Die Butterblumen hatten grellgelbe Kleider an, und die schlanken Margeriten überragten alle. Außerdem hatten die beiden so zahlreiche Artgenossen, deren Ähnlichkeit verblüffend war, und eine Unterscheidung schien fast unmöglich. Doch bei näherer Betrachtung entdeckte man etwas Ungewöhnliches an den beiden Blumen. Sie verbreiteten einen leuchtenden Schein um sich, so daß ihre bescheidenen Farben vornehm und feierlich glänzten, während die Farben ihrer Verwandten dagegen nur matt wirkten. Die Gänseblume und der Löwenzahn hatten keinen Heiligenschein, o nein, der Glanz kam von der Liebesglut, die in ihnen heftig glomm. Zuerst war es lediglich ein kleiner Funke gewesen, damals, als sie einander kennenlernten, und er war ständig größer geworden.

Dabei hatte der Löwenzahn seiner winzigen Nachbarin früher niemals Beachtung geschenkt. Erst, als eine fette Hummel sich auf dem zarten Geschöpf breitmachen wollte, daß es beinahe zu knicken drohte, hatte er zornig schimpfend eingegriffen; denn er war ein Kavalier. Die Gänseblume hatte sich dafür errötend bedankt. Sie war tief beeindruckt von den gewaltigen Worten des Löwenzahns und war ja auch so schutzbedürftig.

Daraus hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt eine denkbar tiefe Zuneigung entwickelt. Aber die Glut im Innern der beiden tat weh, und sie konnten gar nicht recht glücklich sein. Das lag daran, daß sie sich ihre Liebe noch nicht gestanden hatten. Der Löwenzahn, der in seinen Kreisen allgemein für äußerst dreist galt, wurde seit einiger Zeit von niegekannten Hemmungen heimgesucht. Er hatte einfach nicht den Mut, der von Natur aus scheuen Gänseblume seine heiße Liebe zu gestehen. Wie oft verwünschte er diese erbärmliche Beklemmung und litt die Qualen einer ungestillten Sehnsucht! Wie groß auch war die Erwartung, wie vergeblich die Hoffnung der liebenden Gänseblume! Hinter niedergeschlagenen Blicken suchte sie ihre brennenden Begehren zu verbergen. Kaum wagte sie aufzuschauen, wenn ihr Liebster schmachend herübersah, und immer wieder mußte sie erröten, so daß sich ihre schneeweißen Blütenblättchen mit einem hauchzarten Rosa überzogen.

Wer weiß, wie lange es noch gedauert hätte, wie lange die beiden noch gelitten hätten, bis ihr Liebeshunger endlich gestillt worden wäre! Da kam plötzlich das Schicksal zu Hilfe.

Der Wind, ein gütiger Spaßvogel, hatte dem Leiden der beiden Blumen bereits länger zugeschaut. Er war innerlich rege daran beteiligt, manchmal auch von Mitleid erfüllt, konnte sich aber nicht helfen, über soviel Schüchternheit und Scheu schließlich zu lächeln. Sein Lächeln aber war ein leichter Windstoß, und kaum erfaßte der grübelnde Löwenzahn, was um ihn geschah, wurde er mit sanftem Druck nach vorn geschoben, so weit, daß er die aufgeschreckte Gänseblume berührte. Sie konnten nicht lachen und konnten nicht weinen, sie konnten auch nichts mehr sagen. Nie wieder wollten sie voneinander lassen.

Es dauerte nicht lange, da hatte sich das außergewöhnliche Gebahren der liebenden Blumen auf der ganzen Waldwiese herumgesprochen, und im nahen Wald verbreitete es sich auch schon. Dafür hatte die Grille gesorgt, die gar nicht gut auf jenes seltsame Getue zu sprechen war. Sie mischte sich zu gern in die privaten Angelegenheiten anderer und sah sich von den Lieb-

habern mißachtet. Darum versuchte sie, die beiden auch so schlecht wie möglich zu machen.

Als die Grille jetzt wieder vorüberkam, überwand sie sich zu einem verkniffenen: „Guten Morgen“, weil die Liebenden zu sehr versunken waren, als daß sie sie gewahrt hätten. Sie fand kein Echo. „Wie geht's?“ setzte sie mit erhobener Stimme hinzu. Da erst fuhren die Blumen erschrocken auf und antworteten freundlich nickend: „O danke, die Liebe läßt uns glücklich sein!“ Und schon vertieften sie sich wieder in ihr verliebtes Spiel. Die Grille jedoch wurde ganz toll vor Neid und Mißgunst, und das nur, weil die Gänseblume und der Löwenzahn so glücklich waren. Sie lief sofort weiter und erzählte alles dem Mistkäfer und der Waldspinne, die gleich ihr gehässige Naturen waren. Dann berieten sie gemeinsam und sannnen darauf, den Blumen das Glück zu verderben. Sie spotteten über die Liebe und verhöhnten die Anhänglichkeit. Abschreckend häßliche und verdrießliche Gesichter hatten sie dabei. Im übrigen hatten sie gar keine Vorstellung von der Liebe; denn sie war ihnen bis heute fremd geblieben, mußte ihnen auch weiterhin fremd bleiben, da sie zu unaufrecht gegen sich selbst waren.

Der Löwenzahn und seine Gänseblume hätten jetzt wohl Freunde gebrauchen können, wo sie so hilflos dastanden. Hilflos waren sie nämlich, weil die Liebe sie ganz rein gemacht hatte, ganz offen und ehrlich, so daß sie niemandem etwas Schlechtes zutrauten. Sie hatten keine steifen Masken auf, die man nun einmal braucht, um dem Spott und der Mißgunst der Mitwelt zu entgegnen. Aber diese Schwäche war auch gleichzeitig ihre Stärke; denn weil sie sich so unbefangen und natürlich gaben, fand keiner einen richtigen Grund für einen offenen Streit.

Außer dem gefräßigen Maulwurf, der viel zu träge und gutmütig war, um feindselige Gedanken zu haben, gab es schließlich kein Lebewesen auf der Wiese und in der Umgebung, das dem Liebesverhältnis der beiden Blumen ein echtes Verständnis entgegenbrachte. Entweder war man böswillig gegen sie eingestellt und verhöhnte die zärtliche Zuneigung, oder man bemerkte erst gar nichts von der herzlichen Verbindung wie etwa die ausgelassenen Schmetterlinge.

Diese verspielten Schöntuer waren viel zu oberflächlich, als daß sie eine aufrichtige Liebe, wie sie die zwei Blumen verband, erkennen oder gar ermessen konnten. Sie liebten nur die Form, waren stolz auf ihre buntschillernden Röcke und kokettierten ständig mit den prachtvollsten Blumen und Gräsern auf der Waldwiese. Die Schmetterlinge waren ausgezeichnete Tänzer, und sie wiegten sich mit Vorliebe auf den schlanken Margeriten. Dauernd wechselten sie ihre Geliebten und konnten sich an keine feste Bindung gewöhnen. „Wir mögen nicht grübeln und lieben nichts mehr als die Freiheit!“ riefen sie immer, wenn die Verlassenen ihnen nachtrauerten oder eifersüchtig wurden. In der Tat waren sie anerkannte Lebenskünstler, vermochten aber doch wohl nie das hohe Glück zu begreifen, das nur die empfinden können, die auch das schwere Leid kennen.

Ähnlich verhielt sich die Beziehung der Bienen zu dem einsamen Liebespaar auf der Wiese. Zwar hatten sie Charakter und feste Grundsätze und dachten nicht im entferntesten daran, jemanden durch Oberflächlichkeit oder Taktlosigkeit zu kränken. Aber ihr verbohrtter Arbeitseifer engte ihren Gesichtskreis ein, und sie waren nicht in der Lage, außer der Arbeit andere Werte anzuerkennen oder etwa zu würdigen. Ihre ewige Zeitnot ließ keine privaten Gefühle zu; darum blieben ihnen die schönen Seiten des Lebens verborgen. „Laßt uns arbeiten, ohne nachzudenken!“ war ihre Parole, und wenn man sie fragte, warum sie nichts anderes täten als arbeiten, dann antworteten sie: „Wir sind dazu bestimmt. Das tun wir für unsere Königin.“ Kein Freund des Genusses hätte sie von einer anderen Seite des Lebens über-

zeugen können; denn die emsigen Bienen glaubten fest an ihre Königin. Und die hatte einmal zu ihnen gesagt: „Tiefe Gedanken im Volk schwächen die Macht des Staates und lähmen die Arbeitskraft. Die Regierung denkt für euch. Das bin ich. Gehorsam ist eure einzige Pflicht, und die Gedanken stören den Gehorsam.“ Das war auch der Grund, weshalb im Bienenstaat keine Bildung gepflegt wurde. Bildung war das größte Übel für eine treue Pflichterfüllung. Oh, die Bienen wußten, was für eine großartige Politikerin ihre Königin war. Sie rafften und schafften für sie, und verkehrten oftmals in nächster Nähe der beiden liebenden Blumen, ohne das Geringste zu spüren von den glühenden Empfindungen des Pärchens.

Der Löwenzahn und die Gänseblume waren also ganz allein mit ihrer süßen Liebe, und das war ihnen keineswegs unangenehm, solange sie nicht von dem Neid der anderen wußten. Doch einen wahren Freund hatten sie. Das war der Wind. Er hatte die beiden treuen Blümchen in sein Herz geschlossen, und er wehte leicht und behutsam, so daß sich der sehnsüchtige Löwenzahn zu der verzückt wartenden Gänseblume hinüberbeugen konnte, bis er sie sanft berührte. Dann hielt der allmächtige Gönner ganz lange an mit seinem Wehen, und die Blumen schmiegteten sich eng aneinander und brauchten sich nicht mehr zu trennen. Der gute Wind schenkte ihnen die Kraft, die die Natur ihnen versagt hatte. Sie waren ihm sehr dankbar dafür. Oft beteten die beiden, der Wind möge sie doch niemals verlassen. Jener war dann tief gerührt, und sein mildes Lächeln war ein feiner Hauch, der genügte, zwei Liebende zu vereinen. Wie gern hätte der Wind die gehässigen Neider vertilgt, aber er wollte die Blumen in jedem Falle schonen. Mit all seiner Riesenkraft war es ihm doch nicht gegeben, dem verhängnisvollen Lauf des Schicksals Einhalt zu gebieten.

Es war an einem heißen Tag um die Mittagsstunde, die böswilligen Anschläge der Feindgesinnten waren fruchtlos geblieben bisher, da kam der dicke, tiefriefige Mistkäfer gänzlich außer Atem zur Waldspinne gepustet. Er war mächtig aufgeregt. Die dürre Waldspinne, als sie ihn erblickte, fummelte nervös mit ihren Fadenbeinchen im Waldboden umher. Sie konnte sich kaum halten vor Erwartung; denn so eilig hatte sie den schwerfälligen Mistkäfer noch nicht gesehen. „Nun reden Sie doch, um Gottes willen! Sie sind ja schon ganz grün. Was gibt es Neues?“ lispelte sie und zitterte vor Neugierde. Der Mistkäfer öffnete den Mund, dann schloß er ihn wieder. Das machte er mehrere Male. Er brachte keinen Ton hervor. Seine Augen waren ganz dick. Noch einmal machte er den Mund auf, und endlich vernahm man ein paar gurgelnde Worte, die aber wohl nur für so neugierig gespannte Ohren wie die der Waldspinne verständlich waren. „Was Neues! Natürlich gibt es was Neues. Etwas Unglaubliches ist geschehen. Ich habe es selbst gesehen. Ein großartiger Anblick! Das hätten Sie sehen müssen; einfach unvergeßlich!“ Er überschlug sich beinahe. Jetzt schwing er, um Luft zu schöpfen, und glotzte die Spinne lauernd an. Oh, es fiel ihm schwer, zu schweigen, weil er so entsetzlich mitteilungsüchtig war. Diese Verschnaufpause dennoch hatte einen besonderen Grund. Der selbstherrliche Mistkäfer wollte die wissensdurstige Nachbarin auf die Folter spannen; denn zu gut kannte er deren beißende Neugierde. Die Waldspinne wiederum vollbrachte ein Meisterstück der Beherrschung. Sie schwieg gleichfalls und ließ sich nichts anmerken. Keinesfalls wollte sie dem feisten Käfer die Genugtuung geben, über ihre schwache Seite zu triumphieren. So verärgerten sie sich beide gegenseitig.

Wie könnten derartig unaufrichtige, verkrampte Kreaturen jemals eine Vorstellung von der reinen, jeden Hinterhalt ablehnenden Liebe bekommen!

Der Käfer und die Spinne waren einzig darauf bedacht, einander bloßzustellen. Die Spinne blieb Sieger, da sich der Mistkäfer um keinen Preis seine Geschichte verderben lassen wollte. Er war ja letzten Endes der Überbringer der ungewöhnlichen Nachricht. Aber er hätte dennoch gern gesehen, wenn die Waldspinne tiefer in ihn hineingedrungen wäre mit begierigen Fragen.

Wichtig begann er wieder. „Auf der Waldwiese hat sich ein

Unfall ereignet. Die beiden verrückten Liebhaber, dieser eingebildete Löwenzahn und seine alberne Gänseblume, sind ein für allemal erledigt.“

Das war allerdings eine Neuigkeit besonderer Art für die Waldspinne. Es war deutlich sichtbar, wie sie zusammensuckte, als sie die Namen jener ihr verhaßten Geschöpfe hörte. Sie konnte nun einfach keinen Hehl mehr aus ihrer krankhaften Sucht machen. Beschwörend sprach sie auf den schweratmenden Mistkäfer ein, der wirklich nicht mehr imstande war, ein Wort hervorzubringen. Er hustete und schnaupte angsterregend. Sein Asthma, der lange Weg, die ungewohnte Hast und dazu das erhebende Bewußtsein, eine einzigartige Neuigkeit ausplaudern zu dürfen, brachten ihn dem Erstickungstode nahe. Gequält hörte er die forschenden Fragen der überaus ungeduldrigen Spinne.

„Reden Sie doch endlich, Sie ekelhafter Wichtigtuer! Sie können einem ja fast leidtun mit Ihrer widerlichen Selbstsucht. Was hat sich zugetragen auf der Waldwiese? Hat der Bauer die wohlriechenden Blümchen abgemäht? Oder sind sie gepflückt worden? Oder sind die Teuersten gar vom Hasen gefrühstückt worden?“ Es war etwas unangenehm Schabendes in dieser schrillen Stimme. Der Körper der Waldspinne wippte fortwährend wie eine schimmelige Bohne auf den dürren Beinchen, die unter der riesig anmutenden Körperlast augenblicklich zu brechen drohten.

„Nein! Nichts von alledem! Viel schlimmer ist das Unglück. Hätte man sie abgemäht oder verspeist, so wäre das ja eine Erlösung und kein Leid. Und es würde keine gebührende Strafe bedeuten“, stieß der Mistkäfer ächzend hervor. Mit Gewalt versuchte er danach, sich zu beruhigen. Er atmete tief ein und blähte sich mächtig auf. Dabei glänzte sein triefiger Leib schmierig in der Sonne. Aber er hatte nur wenig Erfolg mit dieser Anstrengung. Sein Atem kam immer noch stoßweise und unregelmäßig. Er wollte nicht aufgeben. Das war sein großer Tag heute, seine Geschichte. Kein Opfer schien ihm zu hoch für einen solchen Augenblick, der ihn zum schadenfrohen Verkünder eines furchtbaren Unglücks werden ließ.

Mühevoll grunzte er: „Der einfältige Maulwurf, nichtsahnend wie er ist, hat ihnen die Suppe eingebrockt. Er hat nämlich seinen Erdhaufen mitten zwischen die beiden duftenden Liebesblumen aufgeworfen. Nun, ihr Duft ist hin, und sie sind für immer voneinander getrennt. Jetzt ist der plumpe Schufte von einem Maulwurf natürlich untröstlich. Nach seinen Berechnungen, so beteuerte er den jammernden Blumen, hätte er einen ganzen Meter weiter waldwärts auftauchen müssen. Der Scheinheilige hat bereits wiederholt versucht, den Haufen zu entfernen. Er hat ihn nur noch vergrößert mit seinen ungehobelten Kräften. Nun stehen sie da mit ihrer lächerlichen Liebe, und der Wind, ihr Schutzpatron, kann ihnen auch nicht helfen. Nach mir haben sie ebenfalls einige Male geschickt. Daß ich nicht lache! Ich werde mich schwer hüten, drei Sonnenaufgänge meiner kostbaren Arbeitszeit zu vergeuden...“

Das war die längste Rede, die der Mistkäfer je gehalten hatte. Er wollte noch mehr sagen. Das war ihm aber nicht möglich; denn der Zustand, in dem sich der Käfer jetzt befand, war sein Todeskampf. Verzweifelt keuchte er unter zuckenden Krämpfen. Und kaum hatte die Waldspinne Gelegenheit gehabt, sich eingehend an ihrer Schadenfreude zu ergötzen, da wich bei dem erbärmlichen Anblick des Mistkäfers alles Blut aus ihr. Starr stand sie und schien gänzlich ausgetrocknet.

Da verdeckte eine dicke, schwarze Wolke den blauen Himmel und kündete Regen an. Über den Waldweg eilte ein kleiner Junge mit tapsenden Schritten. In seinem winzigen Händchen hielt er krampfhaft umfaßt einen bunten Blumenstrauß. Den hatte er für seine Mutter gepflückt. Und als er über den Waldweg dahinstapfte, ahnte er nicht, was sein kleiner Fuß zertrat. Auch wußte er nicht um die zärtliche Liebe der zwei sterbenden Blumen, die sein viel zu kräftiges Fäustchen in dem dichten Strauß ganz fest zusammenpreßte, und die jetzt keiner mehr trennen konnte.

Dieter Gatzsch



jazz — lesson

MILES DAVIS

oder: Ungezogenheit und Genie

Miles Davis erlernte das Trompetenspiel schon mit 13 Jahren. Nach dem Zusammentreffen mit Eddie Randall (t), Sonny Stitt (ts) und Clark Terry (t) begann er mit seinen Musikstudien. In New York spielte er noch während seines Studiums mit Berühmtheiten des Jazz wie Coleman Hawkins (ts), Charlie Parker (as), Benny Carter (as) und Billy Eckstine (voc).

Hiernach unternahm er seine ersten Tourneen nach Detroit und Chicago, um dann im Herbst 1948 eine eigene Band zu gründen. Mit dieser Band machte er einige Aufnahmen, die wesentlich zur Entwicklung des Cool Jazz beigetragen haben. 1949 nahm Miles am Jazz-Festival in Paris teil und ging 1952 wiederholt auf Tournee, unter anderem mit Zoot Sims (ts) und Milt Jackson (vibes) in seiner Jazzgruppe. Seither spielt Miles Davis mit eigenen Bands in den Großstädten der USA.

Der Stil und das Benehmen Miles Davis' werden oft von Jazzgegnern und selbst von Jazzfans angeprangert. Um erst einmal ein Bild davon zu geben, möchte ich einige Kritiken deutscher Zeitungen anführen, die während eines Gastspiels des Jazzmusikers in Hamburg erschienen.

Die Welt: (Zum 1. Konzert in Hamburg!)

„Was dieses Miles-Davis-Quintett bietet, hat nichts mehr mit dem organisierten Auftritt innerhalb eines Konzertes zu tun. Das Publikum erlebt Alleingänge schöpferischer Besessenheit. Davis, dessen Trompetenstil für weltferne Entrücktheit bekannt ist, gab sich diesmal – wenigstens im 1. Konzert – aggressiver, als man ihn von seinen Platten her kennt, und überzeugte auch so durch weitgeschwungene Bögen seiner Improvisation ...“

Neue Zürcher Zeitung: (Nach einem Auftritt in der Schweiz!)

„... daß Miles Davis ... sich in ärgelichen Manierismen gefiel, die bei aller Hochachtung für sein einzigartiges Talent als ‚ad absurdum‘ geführte Stilklischees empfunden werden mußten.“

Die Welt: (Zum 2. Konzert in Hamburg!)

„... In einem Punkt wurde beim 2. Konzert die Grenze des gerade noch Hinzunehmenden überschritten: in der Nonchalance,

mit der die Herren Davis und Coltrane ihr Publikum behandeln. Wenn sie nicht aufhören, sich wie Halbgötter zu gebärden, wird die Überschrift einer künftigen Kritik frei nach Sartre lauten müssen: Miles Davis oder Ungezogenheit und Genie.“

Abendpost (Frankfurt/Main):

„Miles Davis hat das einfache Stilmittel willkürlich ausgehaltener Töne zu seltener Größe emporgeläutert, erreicht damit dank seines glastemperierten Tons fast sakral anmutende Wirkungen und gefällt sich in der Rolle des selbstbewußten Musiklaboranten ... Davis hält selbstvergnügt und so frei wie alle Kindlich-Arraganten einen Vorposten des Jazz, den niemand sonst verteidigen könnte.“

Wenn man solche Ansichten in reichhaltiger Fülle zu lesen bekommt, weiß man am Ende wirklich nicht, ob man ihn als arrogant und anmaßend hinstellen oder als einen Meister des Jazz anerkennen soll. Henny Kahn, der Frankreich-Korrespondent des englischen „Melody Maker“, sagte über das Konzert in Paris:

„Miles Davis war mehr hinter der Bühne als auf ihr. Vielleicht war das ein Teil seines Programms. Ich stand in einem Winkel hinter der Bühne neben ihm, während draußen die anderen spielten. Er rauchte nervös ununterbrochen und sagte kein Wort zu irgend jemandem. Ich fragte Norman Granz (Jazz-Organisator und Produzent), was das zu bedeuten habe, und er antwortete: ‚Miles geht immer noch mal 'raus, um die Nummer zu beenden!‘“

Miles Davis sagte einmal recht verzweifelt:

„Manchmal habe ich bewußt falsch gespielt, und die Leute haben dennoch geklatscht. In Europa kann man alles machen!“

Jutta Hipp (p) beschreibt ihn als einen der glücklichsten Menschen, den sie kenne:

„Er möchte nur glücklich und lustig spielen, und wenn er traurig oder einsam klingt, dann reflektiert er nur seine Umwelt. Er wundert sich immer, warum er auf eisige Ablehnung und böartige Härte stößt, wenn er lustig und glücklich ist.“



Miles Davis

John Coltrane



Manchmal erscheint es, daß diese vielen Widersprüchlichkeiten von Fragen in ihm selbst herrühren. So zum Beispiel die Frage der Farbe, die sein Wesen bestimmt beeinflusst. Dies wird einem klar, wenn man folgendes Erlebnis hört:

Im Sommer 1959 kam Miles für ein Gastspiel mit seinem Ferrari nach Chicago. Man hatte in einem Motel am Michigansee ein Zimmer für ihn gebucht. Aber als er ankam, durfte er das Appartement nicht beziehen. Sorry – ob berühmter Jazzmusiker oder nicht, Miles Davis ist Neger.

Früher hatte Miles versucht, Dizzy Gillespie (t) zu imitieren; es gelang ihm nicht – seine Technik war zu schlecht. Er machte aus der Not eine Tugend und fand seinen einfachen „Cool“-Stil. Heute hat er die technischen Mängel seiner Bebop-Zeit überwunden. – Er läßt in seinem Spiel häufig gleichartige Töne aufeinanderfolgen und bevorzugt die mittleren Lagen seines Instrumentes. Sein verhaltener Ton ist ideal dazu geeignet, Verfremdungseffekte und lyrische Einsamkeitsstimmung hervorzurufen.

Der französische Jazzkritiker André Hodeir kennzeichnete Miles Davis als den einzigen, der über Charlie Parker hinausgehend ästhetisch Befriedigendes im Jazz geleistet habe.

Ein amerikanischer Kritiker meint, von allen jungen Musikern, die im Jazz der Nachkriegszeit Rang und Namen gewonnen haben, sei Miles Davis die lyrischste und zugleich die beständigste Persönlichkeit.

Miles Davis hat gegen die Verfremdung in der Welt mit der Maske des Hochmuts reagiert, die ihm soviel Kritik, ja Feindseligkeit eingetragen hat. Er tut, als blicke er über die Gegnerschaft kalt und überlegen hinweg. Wahrscheinlich aber leidet er darunter – so sehr, daß er es nicht sagen, nur noch spielen kann. Und an sein Spiel, nicht an sein Äußeres sollte man sich halten!

Die heutige Besetzung des Miles-Davis-Quintetts: Miles Davis (t), John Coltrane (ts, ss), Red Garland (p), Paul Chambers (bass), Philly Joe Jones (d).

John Coltrane

John Coltrane spielt seit 1955 Tenorsaxophon (früher auch Sopransaxophon!) im Miles-Davis-Quintett. Man sagt, er sei der einzige moderne Tenorsaxophonist, der so etwas wie eine Schule gebildet habe!

Der deutsche „Jazz-Papst“, Joachim Ernst Berendt, beurteilte die Spielweise John Coltranes folgendermaßen:

„Die Improvisationen von John Coltrane sind stimulierend-aufregend mit ihren beunruhigenden Kontrasten zwischen rasenden Melodiegängen und weit auseinandergezogenen Einzeltönen. Fragt man nach den künftigen Möglichkeiten und Tendenzen des Jazz-Tenorsaxophon-Spiels, so muß man zuerst den Namen von John Coltrane nennen!“

Wenn bei Miles Davis vor allen Dingen das Benehmen kritisiert wird, so ist es bei John Coltrane der Stil, der oft als schockierend empfunden wird; das entspricht genau der provozierenden Wirkung des früheren Jazz. Was im Stil von John Coltrane am meisten auffällt, ist in erster Linie die völlige Unvorhersehbarkeit der Soli.

So schreibt zum Beispiel Zita Carno (p):

„Das einzige, was man von John Coltrane erwarten kann, ist das Unvorhersehbare!“

Oftmals spielt er Phrasen in einem solchen Tempo, daß sich die Grenzen zwischen den einzelnen Tönen völlig verwischen. Aber

dieses Stilmittel ist nicht, wie manche glauben, technische Unvollkommenheit. Die Kontrolle über seine Phrasen ist von einer nachwandlerischen Sicherheit getragen. Der Rhythmus von John Coltrane ist verspannt, treibend, forciert. Bei ihm gibt es kaum rhythmische Ruhepausen. Setzt er mit seinem Chorus nach dem Solo eines anderen ein, so merkt man dies sehr deutlich.

Zita Carno (p):

„Coltrane scheint die Kraft zu haben, seine Zuhörer von ihren Stühlen zu heben.“

Das Ergebnis seiner Soli ist Unruhe und Betroffenheit. Es wird behauptet, daß John Coltrane sich in seinen Chorussen nicht an zugrunde liegende Harmonien hielt. Es hat sich allerdings gezeigt, daß diese Aussage nicht zutrifft. So weit sich Coltrane in seinen Soli auch von den Harmonien entfernt, bewegt er sich nie gänzlich außerhalb der Harmonien eines Stückes.

John Coltrane ist nämlich ein Meister der Entwicklung und Verschlüsselung von Harmonien. –

Jederzeit gab es Neuerer im Jazz, deren Klänge man als quälend in den Ohren empfand, heute hat man sich an diese alten Klänge gewöhnt. Es besteht nun die Frage: „Wie lange wird es dauern, bis man sich allgemein an die Spielweise von John Coltrane gewöhnt hat?“

rolf-achim georg

PLATTENVORSCHLÄGE:

Miles Davis und John Coltrane:

„Kind of blue“ (5 Aufnahmen) Fontana 682059 TL	(DM 17,—)
„Blue Ballads“ (2 Aufnahmen) Metronome MEP 9002	(DM 8,—)
„Round about Midnight“ Philips B 07198 L	(DM 17,—)

Miles Davis ohne John Coltrane:

„Miles Davis Capital Orchester“
Capitol T 762 (DM 21,—)

John Coltrane:

„My Favorite Things“ Atlantic 1361	(DM 8,—)
„Ole Coltrane“ Atlantic 1373	(DM 8,—)

(Fortsetzung von Seite 5)

Die Scheitellinie der Decke, bisher der Ort der maximalen Raumhöhe, wird damit zum tiefsten Punkt. Das Gewölbe steigt auf zu den abschließenden Wänden und scheint weiter nach außen zu greifen wie ein sich öffnendes Auge.

Außerdem liegt das Dach nicht fest auf den Mauern auf, sondern ringsum zieht sich ein zehn Zentimeter breites Lichtband hin, nur von den Auflagern des Daches unterbrochen. Die Fensterschächte an der Südwand haben verschiedene Form und Tiefe. Schatten, Lichtstärke und Reflexe wechseln von Öffnung zu Öffnung. Auf die kleinen farbigen Scheiben schrieb der Architekt Stellen aus dem Kult oder zeichnete Symbole; jeder Inschrift ist ein eigener kleiner Meditationsraum gewidmet, unter den Fenstern in die massive Mauer eingelassen.

Alle Teile der Kapelle sind plastisch ineinander verzahnt, trotz der meditativen Abgeschlossenheit des Innenraums spürt man den Kontakt zum Außen. Diese Einheit wird besonders deutlich durch den Ostteil der Außenwand, der für Gottesdienste im Freien eingerichtet ist, überwölbt von der konkaven Tragfläche des graubraunen Betondaches.

In die Wölbung des Daches schneiden die weißen Mauern wie ein Schiffsbug. Schon in altchristlicher Zeit wird die Kirche als rettendes Schiff – als Arche Noah in der Sintflut – gedeutet. Gleichzeitig fühlt man sich an uralte Gebräuche erinnert, da die Gläubigen – wie zur Zeit der ägyptischen Architektur, wie zur Zeit von Hellas – wieder im Freien vor dem Gotteshaus feiern.

Am 25. Juni 1955, bei der Einweihung der Kirche, sprach der Erzbischof Dubois von Besançon von der Kanzel zu Le Corbusier und der gläubigen Menge: „Sie haben einmal gesagt, im Jahrhundert der Kathedralen hat sich ein Stil gebildet, der mit sich einen Strom geistiger Erhebung brachte, die zu einer Hingabe an die Kunst, zum Selbstvergessen und zur Lebensfreude führte. Etwas von dieser inneren Steigerung, so meinen wir, müssen Sie empfunden haben, als Sie diese Mauern in den Raum warfen...“

Und wirklich, es existieren heute viele gute Kirchen, die aus einem modernen und kühnen Geist entstanden, aber Ronchamp ist die erste, die trotz der negativen und deprimierenden ersten Eindrücke meine Begeisterung entfachte.

Annelind Georg

AUF WANDERFAHRT IN FLANDERN

In den letzten Wochen vor den Sommerferien unternahmen die meisten Oberstufenklassen ihre Wander- und Studienfahrten. Die einen reisten in ferne Lande wie Italien und Belgien, andere begnügten sich mit dem ebenfalls recht schönen Deutschland. Folgender Beitrag soll stellvertretend für die vielen schönen Fahrten stehen. d. red.

Am 13. Juni ging's endlich los – „Muß i denn“ und andere Fahrtenlieder ertönten (zwar mehr geschrien als gesungen, aber doch schön) aus den Kehlen von 18 fröhlichen Jünglingen der Klasse 12 mb. Herr Schreiber, Herr Hermann und unsere zwei-köpfige weibliche Begleitung mochten sich die Ohren zuhalten oder nicht, uns war es egal; wir freuten uns auf Flandern, über das wir in Referaten schon einiges gehört hatten. Auch über das belgische Bier – vor allem „Stella Artois“ (ob der Peter wohl eine Werbeprämie bekommen hat? d. red.) – und die berühmten schönen flandrischen Mädchen wollten wir später ein Urteil abgeben können.

Nun, alles lag noch vor uns, und am Abend waren wir erst in Aachen, dessen Dom wir zwar interessiert besichtigten (unser Geschichtslehrer war dabei), der uns im übrigen aber nicht gerade überwältigend vorkam.

Am nächsten Tag mußte erst der wallonische Teil durchstoßen werden, bevor wir am Ziel waren: in Flandern. Hier gefiel es uns sofort prächtig, vor allen Dingen, weil das Wetter gut war. Etwas müde kamen wir in Brüssel an – gleich am zweiten Tag am Höhepunkt der Fahrt. Die abendliche Stadtrundfahrt vermittelte uns einen ersten Eindruck dieser großartigen Stadt; am Schluß bewunderten wir den einmalig schönen Marktplatz im Licht der Scheinwerfer. Geheimnisvoll reckte sich der schlanke Rathausurm in den schwarzen Nachthimmel.

In der „konfortablen“ Jugendherberge mit den schwankenden dreistöckigen Betten – für Schlachten bestens geeignet! – und den „sauberen“ Toiletten drei Treppen weiter unten auf dem Hof fanden wir beste Erholung von den Strapazen der Busfahrt.

Am nächsten Tag sollten wir die Stadt noch besser kennenlernen. Wir besichtigten u. a. das gewaltige Atomium im Weltausstellungsgelände, St. Gudule, die Kathedrale, in der Baudouin mit Fabiola getraut wurde, die wertvolle Gemäldegalerie, den Justizpalast, eine Konstruktion nach dem St.-Peters-Dom in Rom, den Rathausurm. Für daheimgebliebene weibliche Wesen besorgte man sich eine Spezialität des Landes: Spitzen aus einem Klöppelladen. Als wir das Manneken Pis besuchten, bedauerten wir, daß nicht gerade Nationalfeiertag war, weil Bier natürlich angenehmer für uns gewesen wäre als Wasser.

Um den Nachmittag des 15. Juni beneiden uns sicherlich viele Frauen, die ihn nicht miterleben konnten, denn wir sahen keine geringeren als das belgische Königspaar Baudouin und Fabiola. Sie nahmen die Parade eines belgischen Grenadierregimentes ab. Immerhin kein alltägliches Erlebnis, wenn man dem König auch seiner Sonnenbrille wegen nicht in die Augen sehen konnte.

Der Abend – nun, was wird man da schon gemacht haben?! Wir sollten ja ganz Belgien, also auch seine hübschen Töchter, kennenlernen! (Dieser Abschnitt wurde nicht zusammengestrichen; er ist noch genauso lang, wie wir ihn bekommen haben. d. red.) Brügge war unser nächstes Ziel. Vom Glockenturm sahen wir



als kleinen Fleck auf der Erde unseren Klassenlehrer; in der Kapelle des heiligen Blutes spielte jemand von uns Harmonium. In einer Kirche bestaunten wir eine Madonna Michelangolos. Am Liebessee waren wir – wer kann das verstehen? – ohne Mädchen, ganz unter uns. Doch dafür wurde in der Jugendherberge noch bis in die späte Nacht mit Pariserinnen und Schwedinnen gefensterlt.

Am nächsten Tag – es war der 17. Juni – machten wir in Zeebrügge dem „bundesdeutschen Badetag“ alle Ehre. Nach dem Bad in der herrlichen See setzten wir uns in kleine Fahrzeuge ohne Selbstantrieb. Wir bewunderten die sportlichen Fähigkeiten unseres Französischlehrers, der sein Wägelchen immerhin auf beachtliche Geschwindigkeit brachte.

In Ostende erlebten wir dann so etwas wie einen Ersatz für eine Feier zum 17. Juni. Je eine französische, englische, belgische, holländische und deutsche Marinekapelle legte vor einem Ehrenmal für gefallene Marinesoldaten Kränze nieder und spielte die Nationalhymne ihres Landes. In Langemark standen wir vor den Gräbern von 47 000 deutschen Soldaten, die im ersten Weltkrieg gefallen waren.

In Gent bewunderten wir den großartigen Altar der Gebrüder van Eyck, über den in mehreren Kunststunden gesprochen worden war. Ein herrliches mittelalterliches Stadtbild steht hier in schroffem Gegensatz zu den elenden, engen Straßen in der Nähe des Zentrums.

Letzte größere Station in Belgien selbst war Antwerpen mit einer wunderschönen neuen Jugendherberge, in der wir nachts durch ein gewaltiges Gewitter aufgeschreckt wurden. Schade, daß für das Musée des Beaux Arts nur eine halbe Stunde Zeit blieb. Die schönsten Rubensbilder hängen hier, wir hätten sie gerne länger betrachtet. Eine Hafensrundfahrt vermittelte uns in etwa einen Eindruck von der Größe dieses Welthafens. Ein gemütliches Beisammensein mit „Stella Artois“ in der Nähe des Scheldeufers beendete den letzten Tag der erlebnisreichen Belgienfahrt, auf der uns der Wettergott nie im Stich gelassen hatte.

In Holland machten wir noch in Arnheim Station, wo wir Wissensdurstige noch einmal zwei Museen aufsuchten, allerdings wirklich interessante: das Freiluftmuseum, durch das wir die Niederlande ziemlich gut kennenlernten, und das Van-Gogh-Museum in Otterlo, das uns deswegen gefiel, weil wir fast alle nun mal eine Schwäche für van Gogh haben.

Zufrieden mit dieser gelungenen Fahrt kamen wir ebenso lauthals singend in Osnabrück an, wie wir es verlassen hatten. Zum letztenmal ertönte unser Schlachtruf, den wir überall in Belgien und Holland hatten erschallen lassen: „Halbe Liter! Ganze Fässer! Naaa – ja!“ Und: „Osnabrücker Pumpernickel, hoi, hoi, hoi!“

Na, ist das nichts?

Peter Richter, 12 mb



Die tote Stadt

Es gibt eine Stadt, die hat keinen Baum, keinen Strauch
Keine Blume schmückt ihre toten Fenster.
Ihre Parks sind aus Stein.
Ich möcht darin nicht wohnen
Oder begraben sein.

Die Menschen sind gefloh'n;
Kein Tier ist mehr zu seh'n.
Keine Winde wehn,
Nur der Sonne heißer Ball glü
Die keine Seele hat.



n;
n.

l glüht auf die verlass'ne Stadt,

Fragst du, wie die Stadt heißt,
Sie heißt Utopia
Und hat sehr viele Bunker.

Dieter Gatzsch

RELIGION

Der Leserbrief von Walter Schweppe, stud. phil., in der vorigen Nummer der „neuen realität“ sollte anscheinend eine Kritik sein zu den früheren Beiträgen mit dem Thema „Ist eine Zensur in Religion berechtigt?“.

Nun sind wir für jede positive Kritik dankbar, aus welchen Kreisen sie immer kommen mag. Aber sie muß sachlich und gut begründet sein.

Ich habe mich vergeblich bemüht, diese Eigenschaften in Herrn Schwepptes Artikel zu finden. Er selbst sagt: „Wie töricht, so zu schreiben“, und meint damit sein eigenes Geistesprodukt. Ich sehe mich genötigt, ihm hinsichtlich dieses Satzes völlig recht zu geben. Warum läßt er Torheiten drucken? Wir wollen ihm jedoch voll gerecht werden. S. versteht das Wort „töricht“, obwohl er es ohne Anführungsstriche läßt, vor allem im Sinne der allzu vielen Durchschnittsmenschen und feigen Christen, die, wie er glaubt, ihren Ruf in religiöser Beziehung nicht gefährden würden. Zu ihnen fühlt er sich im Gegensatz; er meint also mit „töricht“ das Gegenteil. Freilich hat er damit nicht recht; denn ihm ist offenbar gar nicht aufgefallen, daß er durch seine Zeilen nicht nur seinen „guten Ruf“ in Religion zerstört, sondern sich auch bezüglich seiner Sachkenntnis und der Logik seines Denkens große Blößen gibt. –

Auf das eigentliche Thema geht S. wenig ein. Was er darüber zu sagen weiß, sind leere Behauptungen „aus eigener Erfahrung“. Eine Begründung erübrigt sich für ihn. Statt dieser braucht er nur zu bemerken, daß er Herrn Dr. Dorns Artikel nicht zustimmen könne – offenbar deswegen, weil die Erfahrung des Herrn Dr. Dorn auf diesem Gebiet nicht mit der Erfahrung des Herrn stud. phil. Schweppe zu vergleichen ist. –

Oh, die armen Schüler mit gequältem Gewissen, deren Seele infolge vorpsychologischer Pädagogik im Religionsunterricht übersehen, ja – wie schauerlich! – grausam unterdrückt wurde! Wie viele solcher Fälle mag S. wohl kennen? Wenn er es einmal zum Schulpraktikanten gebracht haben wird oder wenn er gar als Referendar seine erste Lehrtätigkeit ausübt, so dürfte er – hoffen wir – bis dahin erkannt haben, daß er im Irrtum war, daß er noch mehr unpsychologisch als vorpsychologisch gedacht und die normale Jungenseele im falschen Lichte gesehen hat. – Falls trotz der großen Freiheit im Religionsunterricht sonderbare Einzelgänger in „quälende Gewissenskonflikte“ geraten, weil ihre Eltern ihnen die Abmeldung nicht gestatten wollen, so wäre es doch ein unbilliges Verlangen, wenn die übrigen Schüler deswegen auf ihr wohlverdientes Prädikat verzichten sollten.

Im übrigen ist nicht einzusehen, wieso „quälende Gewissenskonflikte“ entstehen könnten, da im Religionsunterricht ja niemand zum Glauben gezwungen wird. Aber es gibt manchmal Schüler, deren sittliche Haltung – und sei es auch nur im verborgenen – nicht in Ordnung ist. Man braucht sich dann nicht zu wundern, wenn solche den Religionsunterricht regelmäßig als lästige Mahnung und Aufrüttelung ihres bösen Gewissens empfinden. Bitte nichts beschönigen und nicht den Schuldkomplex in jugendliche Heldenragik umfrisieren wollen! Sollte wirklich einmal unverschuldet oder auch verschuldet ein quälender Gewissenskonflikt entstehen, so wird sich der Schüler in den meisten Fällen einem einsichtsvollen, pädagogisch und seelsorgerlich geschulten, hilfsbereiten Lehrer und Freund gegenübersehen, dem er sich vertrauensvoll eröffnen darf.

Wir wollen unser Mitleid nicht verkürzen und halten jede Art von Hilfe auch für Herrn S. bereit, der offenbar nicht weiß, was er sagt, wenn er behauptet, „wahrhaft religiöse Menschen“ habe

es „nur (!) außerhalb jeder ... dogmatisch gebundenen Kirche“ gegeben. Über eine so unsinnige Behauptung braucht man sich allerdings nicht zu wundern bei dem Mann, der von „tief religiösen ... Atheisten“, d. h. Gottesleugnern, spricht. Er kann nicht damit rechnen, daß ihm solche Widersprüche den Ruf der Originalität bringen werden, wohl aber der Lächerlichkeit, nicht anders als wenn er von einem ehrlichen Dieb oder mäßigen Säufer redet. Weil er unfähig ist, eine Definition von dem zu geben, was man unter „Religion“ und „religiös“ versteht, schweigt er darüber, mutet aber dem Leser zu, seinen widerspruchsvollen, undefinierbaren „Begriff“ von Religion doch als solchen gelten zu lassen. –

In Dr. Bohlen's Beitrag ist zwar weder von „evangelisch“ noch von „katholisch“ die Rede, und die katholische Kirche wird darin mit keinem Wort erwähnt; aber Herr S. kann diesem Artikel aus dem Grunde nicht zustimmen, weil – man höre und staune! – es eine katholische Kirche gibt (!). Hier leidet Herr S. offenbar unter seiner vorphilosophischen Logik, d. h. unter seinem Vorurteil und seinem Ressentiment. Denn – mit Verlaub – die Existenz irgendeiner Institution, sei sie noch so verwerflich, ist doch kein logischer Einwand gegen eine Argumentation! – Zum Großinquisitor fehlt es ihm also mindestens ebenso sehr an Denkfähigkeit wie an gutem Gewissen. Wir wollen es ihm daher schon gar nicht mehr übelnehmen, wenn er eine dogmatisch gebundene Kirche als engstirnig bezeichnet. S. hat wohl noch nie darüber nachgedacht, daß jedes Bekenntnis zu einer Religionsform, sei sie wahr oder falsch, subjektiv oder objektiv sichtbar hervortretend, eine Bindung an irgendwelche weltanschauliche Lehren (Dogmen) und Normen besagt. – Und engstirnig? – Gerade vor 300 Jahren starb der berühmte Pascal, ein Genie, ebenso groß auf dem Gebiete der Mathematik und Physik wie auf dem der Religion. Er glaubte streng an das, was Schweppe eine „engstirnige, dogmatisch gebundene Kirche“ zu nennen sich nicht entblödet. Die Frage, wo hier die Engstirnigkeit liegt, dürfte damit eindeutig beantwortet sein. – Sapienti sat!

Zum Schluß des Beitrags von Schweppe wird die Sache dramatisch. Die „Konfessionalisierung unseres öffentlichen Lebens“ bringt die Häsher der Inquisition schon ganz in Herrn Schwepptes Nähe. Folter und Scheiterhaufen drohen! Es wird ihm „nachgerade unerträglich“. – Schnell eine Beruhigungspille! Nicht auf jedem behördlichen Formular steht die Frage nach der Konfession, und wenn sie auf einigen vorkommt, so ist das doch nicht, um die armen Angehörigen des modernen Staates in ein schauerliches, dunkles Verlies zu stürzen, sondern aus gewissen äußeren Gründen der Ordnung und Zweckmäßigkeit. Hoffentlich atmet Herr S. jetzt erleichtert auf und wiederholt das in seinem Brief vorkommende „ach sooo“! –

Sollte es ihm aber trotz unserer Hilfe nicht gelingen, seine Gespensterfurcht zu bannen, so werden wir ihn an der „Auswanderung in freiere Luft“ allerdings nicht hindern können. Bei Schwepptes Sympathie für die „tief religiösen Atheisten“ und seiner Antipathie gegen Kirche und Konfessionen kann man vielleicht erschließen, wo er die „freiere“ Luft vermutet. Bekanntlich finden sich die Folterkammern mit Gehirnwäsche und Inquisition heute da, wo Christentum und Kirche verfolgt werden und der Atheismus praktisch zur Staatsreligion erklärt worden ist. Mancher erlebte dort ein grausiges Erwachen. – „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen“ (Lukas 15, 18), aber das ist von drüben nicht möglich. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn bleibt immer aktuell. Bohlen

S
T
O
S
S
E
U
F
Z
E
R

E
I
N
E
S

V
E
R
F
Ü
H
R
T
E
N

Zugegeben, ich wollte etwas sehen. Was? – Nun, darüber brauche ich mich wohl nicht auszulassen. Oder sollten zwei Jahre mit Hinweisen, Plakaten und allen anderen erdenklichen Reklamemethoden an irgend jemandem spurlos vorübergegangen sein? – Nein, ausgeschlossen. Das wäre mir unerklärlich. Entweder müßte dieser Mensch auf dem Monde leben, wo es auch heute noch keine Zeitungen gibt, oder aber er müßte etwas ganz Besonderes sein, was ich wiederum als gottgläubiger Mensch ablehnen muß.

Aber ich will nicht abschweifen. Lolita hat mich also verführt! Ihr werdet gestatten, daß ich mich ein wenig deutlicher ausdrücke.

Die schöne, kindliche, etwas stupsnasige, wohlgerundete, mit einigen harten Kanten versehene Lolita (ihr meint, das sei paradox? Im allgemeinen ja, aber nicht bei Lolita), diese Lolita also hat mich verführt. ... Nicht doch! Ihr dürft nicht ungeduldig werden. Ihr werdet schon früh genug erfahren, was sie, nämlich Lolita, genau mit mir gemacht hat.

Ich werde es euch sagen. – Ihr müßt mir jedoch versprechen, mich nicht auszulachen. Einverstanden? ... Ich bin also zu Lolita ins ... genau dorthin bin ich gegangen. Ihr hättet ihr reizendes, kindliches Profil sehen sollen! Wie sie den Hula-Hupp-Reifen um ihre Hüften schlang, die von einer auf ihre Figur zurechtgeschnittenen Männer-Bluejeans bedeckt waren. Und das Gesicht, so edel, so rein! Hätte man mir nicht geschworen, sie sei schon 16 Jahre alt, ihr hätte meine ganze Verehrung zu einer 14jährigen gegolten.

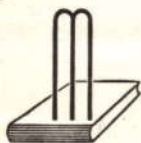
Und als sie schließlich nur mit dem Bademantel bedeckt auf der Chaise lag, konnte ich fast nicht mehr an mir halten. Ich mußte ihr dies Ding einfach wegnehmen. – – – Nein, nicht den Bademantel: die Colaflasche, die sie im Begriff war, zu entleeren; denn es war bestimmt schon die zehnte Flasche! Und so ging es weiter, ganze drei Stunden. Ich war zu einem völlig willenslosen Geschöpf geworden, sonst wäre ich schon zur Hälfte dieser Zeit von ihr fortgerannt.

Aber e i n e s war nicht schön von ihr, sie führte mich mit einem ekelhaften, älteren Herrn zusammen. Dieser benahm sich auch so komisch, man kann ihn eigentlich nicht so recht beschreiben. Ekelhaft und langweilig in der Konversation, das wird ihn euch vielleicht ein wenig klarer erscheinen lassen.

Ihn wollte Lolita auch verführen, aber es kam nur zu einem Nasenkitzler. Mehr kann ein 14jähriges Mädel doch auch nicht machen! Lolita war völlig im Recht, als sie hier abbrach, denn sie ist ein anständiges Mädchen!

Nun habe ich euch noch gar nicht berichtet, was zwischen uns geschah, als ich zu ihr ging. Nun, ich meinerseits habe mich ein wenig mit ihr gelangweilt (was mit einem 14jährigen Mädchen nicht verwunderlich ist). Eines muß ich ihr jedoch zugute halten: Ich bin nicht bei ihr eingeschlafen. Ihr fragt, zu was sie mich denn verführt habe? – Nun, Lolita hat mich zu sich ins Kino gelockt. Was habt denn ihr gedacht? – Oh! Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich nicht gleich ganz klar ausgedrückt haben sollte.

Lolitas Verführer



MÖSER-BUCHHANDLUNG

Fachbuchhandlung für Pädagogik und Jura

Inh. Frank Oelrich

OSNABRÜCK - Johannisstraße 55 (am Neumarkt), Tel. 22130

Schulbücher

für alle Klassen des

E.-M.-A.-Gymnasiums

Wer will Vollkaufmann werden?
Wer will in der weltweiten Hansestadt Hamburg
seinen Beruf starten?

Wir suchen jederzeit:

Lehrlinge und kaufmännische Angestellte

mit Sprachbegabung, gewandtem Auftreten

Handschriftliche Bewerbungen, auch für 1963, an:

AUGUST WARNECKE - HAMBURG 13

Johnsallee 30

GLAS - PORZELLAN - IMPORT & TRANSITHANDEL

Musterräume in HAMBURG – Köln – Mailand – Paris – Zürich

z. d. Messen in Hannover – Köln – Mailand – Frankfurt

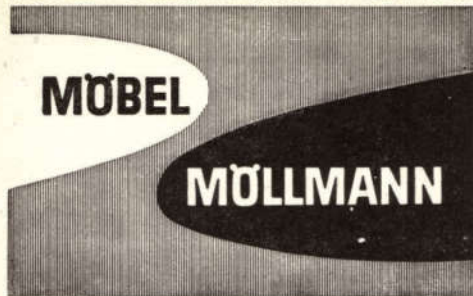
Einkaufsbüros: Hongkong – Tokio

Alles für den Schulsport, preiswert
und in bester Qualität, aus dem



SPORTHAUS **dahms** AM NEUMARKT

MÖBEL ★ DEKORATIONEN ★ TEPPICHE



OSNABRÜCK ★ LOTTER STRASSE 42 ★

MEHR freude

AM PHOTOGRAPHIEREN DURCH

foto-eberhard

JOHANNISSTRASSE - NÄHE NEUMARKT

EIGENES COLOR-LABOR

RUDOLPH RICHTER

OSNABRÜCK · BIELEFELD

gegründet 1761

EISEN · RÖHREN · METALLE
SANITÄRE ARTIKEL · EISENWAREN

TANZSCHULE

Oscar Stiller



Wüstenstraße 39, Fernruf 42950

Jederzeit neue Schülerkurse für Anfänger und Fortgeschrittene. Anmeldungen sind rechtzeitig erbeten.

Brillen-Mohr

AM RATHAUS

Im Dienste Ihrer Augen!

Schulbücher

für alle Schulen ständig am Lager



Osnabrück

Johannisstraße 51 (neben der Mohren-Apotheke)

Die empfohlenen Jazzplatten
sind zu haben bei:

Radio
Selghämper Jug.

Große Straße 70

Telefon 23577



Osnabrück · Neuer Graben 20 · Fernruf 22111

Dolmetscher und Auslandskorrespondenten · Tages- und Abendlehrgänge mit Abschlußprüfung · Anfänger- und Konversationszirkel (Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Russisch), Einzelunterricht

Übersetzungen aller Art · Ausländische Lehrkräfte
Eintritt für Fortgeschrittene jederzeit · 50 Jahre in Osnabrück
Beginn neuer Kurse: 8. Januar 1963

REZENSIONEN

Wir leben heute in einer sehr nüchternen Zeit; es kann so leicht nichts gesagt werden, was sofort und vorbehaltlos geglaubt wird. Es muß vieles immer wieder belegt, bewiesen und durch Prüfung bestätigt werden. Unsere Eltern wurden betrogen und geblendet – uns soll das nicht so leicht passieren. Aus diesem Grunde sind uns heute Dokumente besonders wichtig; sie belegen Tatsachen, Wirklichkeiten, sie sind unanfechtbar. Wir können auf Dokumente auch nicht verzichten; denn auf gesicherten Tatsachen allein können wir gesicherte (eigene) Meinungen bilden. Der wichtigen Rolle von Dokumenten ist sich auch der Deutsche Taschenbuch-Verlag klar, und er hat deshalb von Anfang an jeden Monat einen Dokumentarband herausgebracht. Damit ist aber noch nicht das eigentlich Charakteristische an dieser Reihe, das, was sie für uns in gleichem Maße unterrichtend und spannend macht, herausgestellt. Man beschränkte sich nämlich nicht darauf, Tatsachen aneinanderzureihen, es wurde vielmehr zugleich der Versuch gemacht, die Begleitumstände, die Atmosphäre und die Spannung der jeweiligen Geschehnisse mit einzufangen. Dieser Versuch ist – bis jetzt wenigstens – voll gelungen, und deshalb sind diese Dokumentationen für uns wertvoll, ein ausführlicher Hinweis auf sie auch durchaus berechtigt.

Hier hielt die Welt den Atem an; Reportagen, herausgegeben von Louis L. Snyder und Richard B. Morris. dtv-dokumente 55, 2,50 DM.

Groß ist die Spannweite dieser Reportagen, erregend ihre Lektüre. Sie beginnen mit dem Bericht eines Hexenprozesses in Dillingen im Jahre 1587 gegen Walpurga Hausmännin. Die Massenhysterie wird deutlich, wenn wir lesen, daß die Hebamme unter anderem dem Beischlaf mit dem „Leibhaftigen“ angeklagt wird. Man schaudert vor der Grausamkeit des Mittelalters, die hier so trocken berichtet wird. Ein wenig angenehmer ist da der Bericht Desmoulins, in dem er niederlegt, wie er den Pariser Pöbel zum Sturm auf die Bastille aufstachelte (er schrieb ihn, um seinen Kopf vor der Guillotine zu retten, was ihm aber nicht gelang; er starb mit Danton). So geht es weiter: Sklavenauktion in Amerika 1859, Ermordung von Lincoln, Aufstand der Pariser Kommune 1871, die Dreyfus-Affäre und so fort. Was auffällt, ist, daß die Welt meist bei unerfreulichen Ereignissen den Atem anhält, aber das muß wohl so sein. Trotz allem, es ist packend und erregend, noch einmal (bzw. zum erstenmal) „dabeizusein“.

Deutsche Briefe des 20. Jahrhunderts; herausgegeben von Walter Heynen. dtv-dokumente 68, 2,50 DM.

Briefe zu lesen hat seinen besonderen Reiz. Nicht nur, daß es interessant ist, zu lesen, was dieser oder jener von einer Sache denkt, sie sind zugleich in einer besonderen Weise, eben weil es Briefe sind, intensiv und von starkem Eindruck; denn hinter jeder dieser Zeilen steht eine Person mit ihrem ganzen Fühlen und Denken. Es ist auch wiederum aufschlußreich, wie eine Begebenheit, die inzwischen Geschichte geworden ist und in ihr einen ganz bestimmten Platz und Wert hat, in dem Moment, da sie Geschichte wird, von diesem und jenem bewertet und eingeordnet wird. Briefe zeigen auch die Zeitsituation, die geistigen Strömungen oft klarer als gescheite Abhandlungen in dicken Büchern; hier sind wir an der Quelle, hier begreifen wir, weshalb das eine maßlos über-, das andere dagegen unterbewertet wurde. Wir sind wieder selbst Empfänger des Briefes, wir müssen uns selbst damit auseinandersetzen. Daß gerade die Briefe des 20. Jahrhunderts für uns einen besonderen Wert besitzen, braucht nicht besonders betont zu werden – insbesondere die Briefe aus der Zeit Hitlers sind hier von großem Interesse. Insgesamt sind diese Briefe eine wesentliche Hilfe zum Verständnis unserer Zeit.

Ein Gott, der keiner war; politische Autobiographien. dtv-dokumente 74, 3,60 DM.

Durch den ersten Weltkrieg war für viele der Niedergang der bis dahin anerkannten moralischen Werte augenscheinlich geworden. Große ideologische Systeme, der Kommunismus und der Faschismus, bildeten sich heraus. Durch letzteren wurde ganz Europa bedroht, und da vielen die alten Mächte wegen ihrer zu großen Liberalität nicht fähig schienen, das Abendland zu retten, so wandten sie sich dem Kommunismus als einziger, und wie es den Menschen schien, großartiger und weltbeglückender Möglichkeit zu. Von sechs hervorragenden Persönlichkeiten, die auch dieser Täuschung unterlagen und erwachen mußten, sind in diesem Band die politischen Autobiographien zusammengefaßt: von Arthur Koestler, dem Intellektuellen; Ignatio Silone, dem Humanisten; Richard Wright, dem Negerdichter; André Gide, überzeugtem Individualist; Louis Fischer, Journalist, und von Stephen Spender, dem Verfechter Europas. So unterschiedlich auch ihre Berichte sind, so lehren sie uns doch eines: Die Kraft und Gewalt der kommunistischen Idee über den einzelnen Menschen, wenn er sich ihr verschrieben hat, ist entschieden größer, als wir gemeinhin annehmen. Kommunisten sind keineswegs alles Zyniker und Lumpen, sie sind vielmehr beseelt davon, uns arme Menschen zu erlösen. Zum Verständnis ihres Wesens scheint mir dieser Dokumentarband ein gutes und zuverlässiges Hilfsmittel.

Der letzte bis jetzt vorliegende Band ist:

Die Niederlage 1945; aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, herausgegeben von Percy Ernst Schramm.

Dieser Dokumentarband macht uns das Ausmaß der Niederlage von 1945 erst vollkommen klar. Nach einer ausführlichen Einleitung von Schramm, Verfasser des Kriegstagebuches von 1943 bis 1945, folgen die Lagebücher, dann die letzten Wehrmachtsberichte und ausgewählte Dokumente: Führerbefehl „Verbrannte Erde“ mit Speers Einwendungen und dem Zusatzbefehl des OKW, Hitlers politisches Testament und das Tagebuch der Regierung Dönitz; sodann die Kapitulationsdokumente und ein ausführlicher Anhang mit Aufschlüsselung der Abkürzungen, Karten und Namensverzeichnis. Der Band ist gut editiert und sehr instruktiv; wer sich näher mit der deutschen Niederlage beschäftigen will oder muß, wird in ihm eine gute Hilfe haben.

Aus dem Deutschen Taschenbuch-Verlag:

Valery Larbaud	A. O. Barnabooth	2,50
Ernst Penzoldt	Der arme Chatterton	2,50
Romain Gary	Lady L	2,50
H. A. und E. Fenzel	Daten deutscher Dichtung II	3,60
Schwarzer Hirsch	Ich rufe mein Volk	2,50
A. Spoerl	Memoiren eines mittelmäßigen Schülers	2,50
Robert Brasillach	Uns aber liebt Paris	2,50
S. Lagerlöf	Gösta Berling	4,80
Duff Cooper	Talleyrand	3,60
H. Rittlinger	Das bald verlorene Paradies	2,50
Anne M. Lindbergh	Muscheln in meiner Hand	2,50
Walter Blair	Das große Lügengarn	2,50
H. H. Stuckenschmidt	Schöpfer der Neuen Musik	2,50
Shapiro / Hentoff	Jazz erzählt	3,60
Paul Tillig	Die neue Wirklichkeit	2,50
G. B. Shaw	Kapitän Brassbonds Bekehrung	2,50
E. Schaper	Der Taufelschüler	2,50
G. Fussenegger	Die Geschichte eines Bären, der Oskar hieß	2,50
Lois Crisler	Das verschüttete Antlitz	2,50
Grimmelshausen	Wir heulten mit den Wölfen	2,50
Tania Blixen	Die Landsörzlerin Courasche	2,50
Joseph Roth	Die Träumer und andere seltsame Erzählungen	2,50
Karl Korn	Die Rebellion, Die Legende vom heiligen Trinker	2,50
dtv-sonderreihe:	Sprache in einer verwalteten Welt	2,50
Jean Genet	Die Neger (Schauspiel)	2,50
Hans Henny Jahn	Die Nacht aus Blei (Roman)	2,50
Jorge Luis Borges	Labyrinth (Erzählungen)	2,50
An den Wind geschrieben	Lyrik der Freiheit	2,50
Walter Jens	Die Götter sind sterblich	2,50
Goethe-Gesamtausgabe:		
Dichtung und Wahrheit I-IV – Italienische Reise I-III – Kampagne in Frankreich – Die Schweizer Reisen – Schriften zur vergleichenden Anatomie, zur Zoologie und Physiognomik		g h

HEINTZMANN'S FARBE NKISTE
STUBENSTRASSE 4

*Schulreihen- und
Künstlerbedarf*

Heini Kolkmeier

Zur Trauringecke
Seit 1896 das Fachgeschäft
für gute Uhren, modernen Schmuck ·
Qualitätsbestecke · fugenlose Trauringe
Große Straße 33

„Der Mensch ohne Kamera
ist der Analphabet der Zukunft!“

(Moholy Nagy)

Es hilft diesen Analphabeten:



The Photoartists
PHOTO-STANGE

Große Straße 34

Lingener Tagespost

Groschauer Tagespost

Meppener Tagespost

Neue Tagespost

Teichener Landbote

Ems-Zeitung

Stammler-Stadtsichten

Gesamtauflage **70000**

... in Haltung und Meinung kritisch und klar!

Schulbücher und Fachliteratur

stets vorrätig!



Rackhorstsche
Buchhandlung

OSNABRÜCK · GROSSE STR. 22 · TEL. 27685

Ihr Heim braucht neue Tapeten von

 **Tapeten Meyer**
Osnabrück - Am Heger Tor

Heger Straße 27/28

Fernruf 27551

TAPETEN · LINOLEUM · ROLLOS
TEPPICHE

PRIVAT-TANZSCHULE MARGOT UND WALTER BARG

OSNABRÜCK · NATRUPER STR. 14 · RUF 200 68



Die Schule für den modernen Gesellschaftstanz
Schüler A- und F-Kurse



In Berlin auf Einladung des Senders Freies Berlin

In der vorigen Ausgabe der „neuen realität“ war angekündigt, daß vier Osnabrücker Schüler zu einem Wettstreit nach Berlin fahren würden. Nun, dieser Wettstreit ist lange vorbei, doch geblieben ist eine herrliche Erinnerung an eine erlebnisreiche Woche in Berlin. Warum, so werdet ihr vielleicht fragen, hat der Sender Freies Berlin gerade uns eingeladen, wo wir doch für die Berliner in einer fast unbekanntem Kleinstadt wohnen? Die Antwort darauf ist nicht schwer; denkt nur ein Jahr zurück, an einen Tag, als trotz des eiskalten Wetters Osnabrücker und Berliner Schüler sich vor ihren Rathäusern versammelten und über eine Funkbrücke miteinander sprachen. Als Anerkennung dafür - denn die Anregung dazu ging von unserer Schülerschaft aus - machte uns der SFB dieses großartige Angebot.

Glücklich darüber, die so produktiven Osnabrücker Schulen in der deutschen Hauptstadt vertreten zu dürfen, fuhren Mechtild Rotermund (St. Angela), Beate Sylla (Mädchengymnasium), Peter Steinmüller (Ratsgymnasium) und ich am 1. Juli gen Osten, nach Berlin. Vierzehn arbeitsreiche Tage lagen hinter uns, denn wir hatten uns über alle Städte jenseits des Eisernen Vorhangs unterrichten müssen, die mehr als 20 000 Einwohner haben; es sind immerhin weit über hundert. Doch nun war die Arbeit getan, Berlin wartete auf uns. - Den Abend verbrachten wir bereits im Kreise unserer privaten Gastgeber in Zehlendorf.

Die beiden ersten Tage standen im Zeichen der Information; wir hörten Referate über die wirtschaftliche und politische Lage Berlins, sahen Filme in französischer und englischer Sprache und machten eine Rundfahrt durch den Westsektor der Stadt, in deren Mittelpunkt die Bernauer Straße stand. Keiner, der diese Straße sieht, wird sie je vergessen können, denn man wird selten größere Unmenschlichkeit zu sehen bekommen als hier.

Als weitere Höhepunkte zeigte man uns das faszinierende Musical „My Fair Lady“ im Theater des Westens und eine Sitzung des Berliner Schülerparlaments, das uns besonders der Organisation wegen imponierte, denn es ist eine ziemlich genaue Kopie des Bundestages; die Sitzungen finden im Saal des Schö-

neberger Rathauses statt. Außerdem beeindruckten uns das umfangreiche Programm und der große Einfluß, den diese Schülerorganisation auf das Berliner Kultusministerium ausübt.

Nachdem wir nun schon einen recht guten Eindruck von Berlin gewonnen hatten, begann das, wozu man uns dorthin gerufen hatte: Der politische Wettstreit. Für alle von uns war es das erstmal, daß wir an einer Fernsehsendung teilnahmen, und es war ein nicht gerade alltägliches Gefühl, die Kameras mit rotem Licht auf sich zufahren zu sehen. Doch durch die Einleitung der zünftigen „Skiffle-Lords“ wurde die Spannung gelöst, und zuversichtlich erwarten wir unsere Aufgaben.

Nun, die Sendung habt ihr vielleicht am 3. August im Jugendfunk gesehen. So werdet ihr wissen, daß wir nach zwei Aufgaben nur einen Punkt schlechter waren als die Berliner (61:62); dann aber, in der dritten und letzten Aufgabe, hatten wir großes Pech. Man hatte uns eine besonders schwere Nuß zu knacken gegeben. In einem Film über die FDJ hatten wir Fehler zu entdecken; nun waren zwei Fehler in einem Bild untergebracht; wir achteten jedoch nur auf einen, sahen also den anderen nicht. Das kostete uns zehn Punkte, was unsere Niederlage besiegelte. Jedoch waren wir deswegen nicht niedergeschlagen, denn erstens war es ja nur ein Spiel gewesen, zweitens wogen die schönen Tage in Berlin die Niederlage vielfach wieder auf.

Bis zum Sonnabend blieben wir noch bei unseren Gastgebern und gingen unseren eigenen Interessen nach. Wir besuchten das Dahlemer Kunstmuseum, den Tegeler See, den Ostsektor und die schändliche Grenze am Teltower Kanal und an der Glienicke-Brücke. So hatten wir in den sechs Tagen, die uns zur Verfügung standen, ziemlich alles gesehen, was man in der kurzen Zeit sehen kann. Wir hatten Berlin kennengelernt als eine Stadt, in der sich ein großer und wichtiger Teil der deutschen Geschichte abgespielt hat, als ein Zentrum deutscher Kultur und Industrie, aber besonders als eine Stadt, in der die größten Probleme der heutigen Weltpolitik schonungslos offen jedem vor Augen geführt werden.

Peter Richter, 12 mb

Rezensionen

Marie Luise Kaschnitz: Das Haus der Kindheit; rororo 469, 2,20 DM.

„Das Haus der Kindheit“, von dem uns M. Kaschnitz berichtet, ist ein wunderliches, altes und traumhaftes Museum. Sie entdeckt es eines Tages in einer sehr abgelegenen Straße, und es macht ihr von Anfang an einen geheimnisvollen Eindruck. Eines Tages findet sie einen Eingang und entdeckt wunderliche Dinge und Säle, in denen, wie bei einem Puppentheater, bloß lebensgroß, Zimmer aufgebaut sind und Szenen gespielt werden, in denen sie sich wiedererkennt. Oder sie hat plötzlich Schreckerlebnisse; ein Hund, der sie anbellt, sie fällt plötzlich hin, Erlebnisse aus früher Kindheit. Kaschnitz beschreibt das alles mit einer Mischung aus Scheu und Unbeholfenheit den Ereignissen gegenüber; sie sagt an einer Stelle selbst: „Es läßt sich schwer in Worten ausdrücken.“ Und doch gelingt es ihr, uns in eine mit Wehmut vermischte Kinderwelt zu versetzen, in der wir von Zeit zu Zeit sogar uns selbst wiedererkennen. Die Sprache ist sehr zart, fein und zurückhaltend; vielleicht übt das Buch gerade deshalb eine so große Faszination auf den bereitwilligen Leser aus.

Gottfried Benn in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten; roh-wolfs monographien 71, 2,80 DM.

In dieser Würdigung und Darstellung Gottfried Benns, geschrieben von Walter Lennig, findet sich folgende Bemerkung Benns: „In einer meiner spätesten Veröffentlichungen lehrt eine Stimme als letzte Maxime und Ausflucht: ‚Im Dunkel leben, im Dunkel tun, was wir können‘ - es ist eine ernste Stimme, dies ist ihre Bergpredigt. Sie will sagen, laßt doch euer ideologisches Geschwätz, euer Geborme um etwas ‚Höheres‘, der Mensch ist kein höheres Wesen, wir sind nicht das Geschlecht, das aus dem Dunkel in das Helle strebt - wohin wir streben, weiß ich offen

gesagt nicht, aber was wir erreichten, war das Überheblliche, das Hybride, auch das Dumme - also ein gewisser Abbau unserer Arroganz schien am Platze, ein kurzer Aufenthalt im Dunkel, auch im Gemeinen, schien dieser Stimme moralisch angebracht - dieser Art war es, was mir immer wieder die Schwalbe sang (sie sang allerdings auch noch anderes).“ Das ist ein Selbstbekenntnis, und etwas hinzuzusetzen, wäre unverföhren. Dem Rezensenten bleibt nichts übrig, als seinen Katalog von Superlativen beschämt beiseite zu legen. Wer aber etwas über diesen Dichter und Menschen Gottfried Benn erfahren will, lese die mit soviel Anteilnahme geschriebene Biographie Walter Lennigs; es lohnt sich! Hätte ich mich nicht schon für einen Wahldichter entschieden - heute hieße er Gottfried Benn.

Hans Mayer: Heinrich von Kleist, der geschichtliche Augenblick. Verlag Günther Neske, Pfullingen 1962, 78 S., geb., 4,80 DM.

In der hier vorliegenden Studie von Hans Mayer, polemisch und zugleich wissenschaftlich, versucht der Autor eine Erklärung für das Scheitern Kleists zu geben. Er geht davon aus, daß man dem Dichter nur dann gerecht wird, wenn man ihn als Person in seiner Zeit einerseits und in seiner Aussage für unsere Zeit andererseits gleichermaßen betrachtet und interpretiert. Es würde zu weit führen, wenn wir seine Thesen im einzelnen hier wiedergeben wollten; dazu sei nur kurz gesagt: Mayer geht von dem Standpunkt aus, Kleists „Krisen sind Krisen der bürgerlichen Weltanschauung, sein Scheitern deutet auf die Anfänge einer bereits einsetzenden tiefen bürgerlichen Gesellschaftskrise“. Er kommt zu dem Ergebnis, daß Kleist an der Unmöglichkeit, seine Ideen in der Welt zu verwirklichen, gescheitert sei. Es sei für Neugierige bemerkt, daß das Bändchen zur Einführung oder für eine erste Auseinandersetzung mit Kleist ungeeignet ist; für eine nähere Beschäftigung mit ihm ist es aber sehr wertvoll. g h

Zehn Jahre danach

Unter den 29- bis 32jährigen zwischen Elbe und Stilleem Ozean gibt es mindestens 18, die auf die Frage nach dem wichtigsten Ereignis des Jahres 1952 nur so antworten können: „Das ist natürlich unser Abitur vor zehn Jahren!“ Seitdem hat sich einiges geändert: Die „Staatliche“ heißt jetzt „EMA“; aus unbeschwerten Schülern wurden gehetzte Manager, aus wohlversorgten Kindern treusorgende Familienväter. Geblieben aber sind unsere Verbundenheit mit der alten Penne und der frische Ton, den man eigentlich nur im Gespräch mit Klassenkameraden anschlagen darf. (Jeder andere würde sich vielleicht angepöbelt fühlen!)

Wir, die Abiturienten der Klasse 12 m des Jahres 1952, hatten uns fest vorgenommen, uns nach zehn Jahren in Osnabrück wiederzusehen. Das Wagnis gelang. Von den 18 kamen 11. Vier Klassenkameraden wurden durch unglückliche Umstände (z. B. Sturmflut in Hamburg) erst in letzter Minute veranlaßt, ihre Zusage zurückzunehmen, und die drei anderen hatten wirklich zwingende Gründe zur Absage.

Am 24. Februar fanden sich also die ersten vor dem Sekretariat unserer Schule ein, wo wir von Herrn Oberstudiendirektor Köhler sehr herzlich begrüßt wurden. Der Schulleiter berichtete uns zunächst über die Entwicklung der Schule und zeigte uns dann ihre letzten baulichen Veränderungen. – Die apparative Ausstattung der naturwissenschaftlichen Fächer ist natürlich jetzt sehr viel besser als zu unserer Zeit; als Hobby der Schüler wird insbesondere das Fotografieren gefördert; die Schülermitverwaltung als angewandte Demokratie ist weiter ausgebaut worden. – Wir waren Herrn Köhler für die freundliche Einführung sehr dankbar, besonders deshalb, weil wir gerade während des mündlichen Abiturs ankamen, das bekanntlich nicht nur für die Examinierten anstrengend ist.

Während der Kaffeetafel in der „Vitischanze“ konnten wir zu unserer großen Freude unseren ehemaligen „Direx“ und Deutschlehrer Dr. Horn in unserer Runde begrüßen. Wie schon zehn Jahre zuvor sorgte Dr. Horn gleich zu Beginn mit den neuesten politischen Witzen für die richtige Stimmung. Während er dann mit Hein-Janke (Pastor in Hildesheim) ein theologisches Streitgespräch führte, drängten sich den gespannt Zuhörenden Erinnerungen an die Diskussionen der Deutschstunden auf. Wenn sich auch unsere Lehrer und wir selbst äußerlich so geändert hatten, daß wir oft erst nach dem zweiten Blick ausrufen konnten: „Das ist doch der...!“ – so ergab meist schon eine Unterhaltung von wenigen Minuten ein erleichtertes „Der hat sich ja gar nicht verändert!“

Zum Abendessen vereinten wir uns in einem Nebenzimmer der „Deele“, einem wirklich urgemütlichen Lokal. Unserer Einladung folgten dorthin unsere ehemaligen Lehrer, die Herren Käsewitter, Dr. Wehrmeister, Henke und Koch. Dort berichteten wir dann kurz, wie wir wurden, was wir wurden, erfuhren aus einem sehr ausführlichen Brief von Behrsings Werdegang in den Vereinigten Staaten und erlebten japanische Streiflichter in Form von Farbdias und Kommentaren zu von der Haars Hochzeitsreise. – Die frohen Stunden in der „Deele“ vergingen wie im Fluge. Weitere gastronomische Studien unternahmen wir unter kundiger Führung von Mohr, der übrigens als einziger von uns noch in Osnabrück wohnt.

Einige Unentwegte trafen sich am Sonntagmorgen noch zum Frühschoppen; alle aber stimmten für ein Wiedersehen im nächsten Jahr!

Wolfgang Wille, Hildesheim

Achtung! Ehemalige!

Im Jahre 1967 wird unsere Schule ihr hundertjähriges Bestehen feiern. Dazu sollen auch alle Ehemaligen eingeladen werden oder wenigstens die geplante Festschrift zugesandt bekommen, falls sie an den Feierlichkeiten nicht teilnehmen können. Leider haben wir aber beim Versand der Schulzeitung und bei manch anderer Gelegenheit feststellen müssen, daß die Verbindung zu den Ehemaligen häufig gestört ist, weil unsere Kartei nicht mehr in Ordnung ist. **Uns fehlen dringend die neuen Anschriften!** Wir sind daher jetzt dabei, die vorhandenen Unterlagen zu überprüfen, zu verbessern und zu ergänzen. Dazu genügt jedoch unser guter Wille allein nicht, wir brauchen noch die Mithilfe der Ehemaligen selbst, um die wir hiermit herzlich bitten. Wie soll diese Mithilfe aussehen?

- 1) Jeder einzelne, dessen Anschrift sich geändert hat oder ändern wird, teile bitte seine neue Anschrift mit an:

Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium
Ehemaligenkartei
45 Osnabrück, Lotter Str. 6

Bitte bei allen Zusendungen das Abgangsjahr nicht vergessen!
Es ist für die Kartei sehr wichtig!

- 2) Wer im Besitz von Anschriften ehemaliger Klassenkameraden ist – auch wenn es nur wenige sind –, möge sich die kleine Mühe machen, uns die ihm bekannten Anschriften zuzusenden. Jeder solche Hinweis hilft uns sehr!
- 3) Soweit ehemalige Klassen ihren Zusammenhalt über einen festen Verbindungsmann gesichert haben, möge er uns das wissen lassen, damit wir mit ihm zusammenarbeiten können. Darüber würden wir uns besonders freuen!
- 4) Vor allem die „Goldenen“ und „Silbernen“ der nächsten Jahre bitten wir um rechtzeitigen engen Kontakt, damit keiner bei der Einladung zu den Entlassungsfeiern der Abiturienten ver-

gessen wird. In den letzten Jahren waren einige Jahrgänge zu diesen Jubiläumstagen fast vollzählig erschienen und denken noch gern an dieses Wiedersehen mit Schule, Lehrern und Klassenkameraden zurück.

Jeder Ehemalige kann leicht erkennen, ob er in unserer Kartei „richtig“ geführt wird, und zwar daran, daß er die „neue Realität“ über die „richtige“ Anschrift erhält. Wer die Schulzeitung nicht bekommt, wird betrieblicherweise entweder in der Kartei zur Zeit versehentlich nicht geführt oder läuft dort unter einer falschen Anschrift (es kommt leider bergeweise Post zurück, die die Empfänger nicht mehr erreicht!). In diesem Falle kann nur eine Mitteilung an die Schule abhelfen. Wir werden dann unsere Ehre darin sehen, die Zeitung künftig pünktlich zu liefern.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch allen noch einmal bekanntgeben, daß nach Ablegung der Reifeprüfung automatisch alle als Mitglieder in die Vereinigung Ehemaliger aufgenommen sind. Der Jahresbeitrag beträgt 5,- DM, einer freiwilligen Mehrzahlung sind aber keine Grenzen gesetzt! Wer wegen seines Studiums vorläufig nicht in der Lage ist, seinen Beitrag zu zahlen, wird nicht aus der Kartei der Ehemaligen herausgenommen. Die alljährlich einmal beigefügte Zahlkarte erinnert ja jeden von selbst daran, daß er seinen Beitrag nicht zu überweisen vergißt, sobald die Verhältnisse ihn daran nicht mehr hindern.

Es sei noch hinzugefügt, daß die Vervollständigung der Kartei natürlich geraume Zeit in Anspruch nehmen wird, da das für unser Schulbüro eine zusätzliche Arbeit ist und wir auch nur wenige Schüler haben, deren Freizeit wir für die umfangreiche Arbeit beanspruchen können. Aber wir sind zuversichtlich, daß wir bis zum Jubiläumsjahr über die erneuerte Kartei die gesamte alte Schulgemeinde nicht nur erfaßt haben werden, sondern daß es dann infolge einwandfreier Benachrichtigung für viele ein ganz großes Wiedersehen geben wird.

Der verwünschte Fortschritt

In einer heiteren Stunde während einer fröhlichen Geselligkeit wagte es ein junger Student, seinen hochverehrten Professor einmal von der privaten Seite anzusprechen. „Herr Professor“, sagte er, „wenn Sie es einmal ganz primitiv ausdrücken würden, was wäre dann Ihrer Ansicht nach das Menschlichste im Menschen, das, was das Leben schlichtweg bestimmt?“ Der Professor sah lächelnd auf und schob sein Weinglas ein Stückchen zur Seite. Es war kein selbstherrliches oder ironisches Lächeln, sondern es zeigte eher eine tiefe Nachdenklichkeit. „Etwas primitiv auszudrücken ist immer das klügste, und eigentlich versuche ich stets, alles so primitiv und einfach wie möglich darzulegen“, sagte er dann langsam und sah dabei an dem Studenten vorbei hinüber zu einer abgelegenen Nische, wo sich ein Pärchen zusammengefunden hatte, das einander in scheinbar gänzlich abwesenden Blicken zugestotete. Die beiden jungen Leute fühlten sich zweifellos allein inmitten des ausgelassenen Treibens der Ballnacht. Nach einer Pause fuhr der Professor dann fort, und er schaute dem Studenten gerade ins Gesicht: „Das Menschlichste im Menschen ist die Liebe, einfach das also, was uns erhält und bindet auf Erden. Was der Mensch, jeder Mensch, am stärksten und eindrucksvollsten von seinen Eltern ererbt, ist der Trieb, unter dessen unausweichlichem Einfluß sich Vater und Mutter zusammengefunden haben. Wir könnten es Erbliebe nennen; die ist so wahr, wie sie bestimmend ist für unser Dasein. Ich möchte sogar behaupten, daß Leben und Liebe ein und dieselbe Bedeutung haben, äquivalent sind. Alle anderen Beiträge über den Sinn unseres Lebens, unser Zeitvertreib auf ethischer Grundlage, sind und bleiben nun einmal lauter stümperhafte Variationen über ein unbegreifliches Thema“ – Der Professor mußte sich wohl mehr ereifert haben, als er es sich zu gestatten pflegte; denn unerwartet streng gebot er jetzt seinen Worten Einhalt. Doch er hatte sich schon wieder gefangen und lächelte bereits wieder sein bekanntes Lächeln. Den Studenten schienen diese Ausführungen seines sonst für ihn so unnahbaren Professors zu befriedigen. Er nickte erregt und begann erneut zu fragen: „Glauben Sie, daß sich die Liebe der Menschen im Laufe ihres Daseins verändert hat oder noch in Zukunft verändern kann?“ – „Das Absolute der Liebe, ihre Wahrheit, von der alle Wahrheiten ausgehen wie vom Samen die Früchte, gewiß nicht“, ging der Professor unmittelbar auf die Frage ein. „Es gibt demnach keinen Fortschritt in der Liebe?“ fragte der Student eindringlich, indem sich seine Stimme hob, wartete aber keine Antwort mehr ab, sondern sprach beschwörend weiter: „Keinen Fortschritt in der Liebe, dem Wahrsten und Natürlichsten, dem Erhaltenden und Beglückenden, keinen Fortschritt, wie bei den Bomben und Raketen? Die Liebe im stinkenden Straßenverkehr mit unzähligen Fahrzeugen modernster Art ändert sich nicht! Sie bleibt die alte! Wer hat denn dann an dem Fortschritt gearbeitet, den die Liebe nicht mitmacht? Waren das lieblose Menschen? Die konnten ja ihr Erbe ohne Liebe nicht weitergeben! Oder bringt jede Generation einige Menschen hervor, die sich absondern von der Gemeinschaft, weil sie für die Liebe nicht taugen, Übermenschen des Geistes sind, dem Urtriebe entfremdet, die uns schließlich mit ihrem verwünschten Fortschritt den Untergang bringen?“

Der Professor lächelte verzeihend; es war ja Ballnacht! „Der Wein und die Logik“, dachte er, als er dem sich abwendenden Studenten nachblickte, und ihm fiel gleich darauf die Vorlesung ein, die er am nächsten Tag über radioaktive Isotope halten wollte.

Dieter Gatzsch

Einsam schlägt des Zollbeamten Herz

Resümee einer Informationsfahrt

Natürlich könnt ihr hier nur eine subjektive Ansicht kennenlernen; denn ich schildere ja meine Eindrücke. Aber die Meinungen der Schüler unseres Gymnasiums dürften nicht so weit auseinandergehen, daß dieser Artikel unangebracht wäre.

Das Hauptzollamt in Osnabrück lud zwei Redakteure unserer Zeitung zu einer Informationsfahrt rund um Osnabrück und bis zur Grenze (Holland) ein. Zwei grundverschiedene Aufgabenbereiche des Zolls lernten wir hierbei kennen: die Behandlung der Einfuhrgüter und die Eintreibung und Kontrolle der Verbrauchsgütersteuern. Jawohl, auch wir wollten es nicht für möglich halten; bei Öl, Spielkarten, Schnaps... überall hat der Zoll seine Nase drinstecken. Die Beamten dieses letzteren Aufgabengebietes haben wahrlich einen guten Job. Sie fahren am Tag in der Umgebung umher (einem genau festgelegten Bezirk), schauen einmal in diesen Betrieb, mal in jenen. Allerdings sind diese Beamtenstellen, die sogenannten „Außenkommissare“, recht selten, und nur fünf Jahre bleibt man in dieser Sparte der Berufslaufbahn. Wirklich gute finanzielle Vergünstigungen findet man beim Zollkommissar. Soviel über die Zollbeamten in Zivil, von denen auch wohl ihr noch nicht allzuviel gehört haben dürftet. An der Grenze sahen wir dann endlich die gewohnten grünen Uniformen. Die Aufgaben dieser Beamten hier darzustellen,

führte zu weit. Versichern können wir jedoch, daß man hier ebenfalls eine sehr schöne Berufszeit erleben kann. Nur eines gefiel uns nicht besonders gut: diese Einsamkeit, endlose Wälder und Felder und erst 60 km landeinwärts die nächste größere Stadt! Zwar wird die Wohnung gestellt, Wohnungsschwierigkeiten gibt es nicht beim Zoll, aber welche Familie aus der Stadt möchte schon in die Einsamkeit der Grenze?

Diese Zeit geht aber auch vorüber, wie man uns „glaubhaft“ versicherte. Übrigens kommt man beim Zoll so ziemlich durch alle Sparten, die der Zoll umfaßt; und das sind nicht zu wenige. Was wohl noch als Nachteil angesehen werden darf, ist, daß die Oberfinanzdirektion die Beamten sehr oft versetzt. Man soll schließlich alles kennenlernen und wissen (was aber - wie man uns ebenfalls bestätigte - unmöglich ist).

Zum Schluß noch eine kurze Erklärung. Wenn ich wählen sollte zwischen Bundeswehr und Zoll, es gäbe nur eine Antwort für mich: zum Zoll! Die Finanzlage für den einzelnen ist wirklich sehr gut. Wer verdient schon in der Ausbildung 250 DM? Näheres erseht ihr aus der viertelseitigen Anzeige der Oberfinanzdirektion; und ihr könnt euch auch jederzeit beim Hauptzollamt auf der Schloßstraße erkundigen.

- cse -



Tanzschule



Inge und Otto Knaul

Parkstraße 20a · Telefon 41246

Die Schule für modernen
Gesellschaftstanz und
gesellschaftliche Erziehung

FÜR DIE GESTALTUNG UND ANFERTIGUNG VON VEREINSDRUCKSACHEN

Programmen - Plakaten - Festheften
und Jubiläumsschriften
in typographisch vornehmer Ausführung
empfehlen wir uns

A. FROMM

Verlag und Handelsdruckerei
OSNABRÜCK - Breiter Gang 11-14

SPORTH AUS Lescow

OSNABRÜCK · Georgstraße 11

... führt alles für den
HALLEN- und RASENSPORT



Machen Sie es diesen großen Vorbildern nach

Sparen auch Sie
für Ihre Zukunftspläne

20% Sparprämie
können Sie erhalten!

Wir beraten Sie gern

SPARKASSE DER STADT OSNABRÜCK



H · TH · WENNER

BUCHHANDLUNG · ANTIQUARIAT
Große Straße 60 · Fernruf *2 81 01

Schöne Literatur - Kunst - Jugendbücher

Fachbücher: Wirtschaft - Technik - Medizin
Jura - Pädagogik - Schulbücher

Antiquariat: Bücher- und Graphikankauf



Gegründet 1860
Ihr Musik-Fachgeschäft

Schallplatten, Noten,
Musikinstrumente,
Klaviers,
Flügel und Cembali

H. Rawie

Osnabrück, Große Straße 89, Ruf 21268

Zehn Jahre danach

Unter den 29- bis 32jährigen zwischen Elbe und Stilleem Ozean gibt es mindestens 18, die auf die Frage nach dem wichtigsten Ereignis des Jahres 1952 nur so antworten können: „Das ist natürlich unser Abitur vor zehn Jahren!“ Seitdem hat sich einiges geändert: Die „Staatliche“ heißt jetzt „EMA“; aus unbeschwerten Schülern wurden gehetzte Manager, aus wohlversorgten Kindern treusorgende Familienväter. Geblieben aber sind unsere Verbundenheit mit der alten Penne und der frische Ton, den man eigentlich nur im Gespräch mit Klassenkameraden anschlagen darf. (Jeder andere würde sich vielleicht angepöbelt fühlen!)

Wir, die Abiturienten der Klasse 12 m des Jahres 1952, hatten uns fest vorgenommen, uns nach zehn Jahren in Osnabrück wiederzusehen. Das Wagnis gelang. Von den 18 kamen 11. Vier Klassenkameraden wurden durch unglückliche Umstände (z. B. Sturmflut in Hamburg) erst in letzter Minute veranlaßt, ihre Zusage zurückzunehmen, und die drei anderen hatten wirklich zwingende Gründe zur Absage.

Am 24. Februar fanden sich also die ersten vor dem Sekretariat unserer Schule ein, wo wir von Herrn Oberstudiendirektor Köhler sehr herzlich begrüßt wurden. Der Schulleiter berichtete uns zunächst über die Entwicklung der Schule und zeigte uns dann ihre letzten baulichen Veränderungen. – Die apparative Ausstattung der naturwissenschaftlichen Fächer ist natürlich jetzt sehr viel besser als zu unserer Zeit; als Hobby der Schüler wird insbesondere das Fotografieren gefördert; die Schülermitverwaltung als angewandte Demokratie ist weiter ausgebaut worden. – Wir waren Herrn Köhler für die freundliche Einführung sehr dankbar, besonders deshalb, weil wir gerade während des mündlichen Abiturs ankamen, das bekanntlich nicht nur für die Examinierten anstrengend ist.

Während der Kaffeetafel in der „Vitischanze“ konnten wir zu unserer großen Freude unseren ehemaligen „Direx“ und Deutschlehrer Dr. Horn in unserer Runde begrüßen. Wie schon zehn Jahre zuvor sorgte Dr. Horn gleich zu Beginn mit den neuesten politischen Witzen für die richtige Stimmung. Während er dann mit Hein-Janke (Pastor in Hildesheim) ein theologisches Streitgespräch führte, drängten sich den gespannt Zuhörenden Erinnerungen an die Diskussionen der Deutschstunden auf. Wenn sich auch unsere Lehrer und wir selbst äußerlich so geändert hatten, daß wir oft erst nach dem zweiten Blick ausrufen konnten: „Das ist doch der...!“ – so ergab meist schon eine Unterhaltung von wenigen Minuten ein erleichtertes „Der hat sich ja gar nicht verändert!“

Zum Abendessen vereinten wir uns in einem Nebenzimmer der „Deele“, einem wirklich urgemütlichen Lokal. Unserer Einladung folgten dorthin unsere ehemaligen Lehrer, die Herren Käsewitter, Dr. Wehrmeister, Henke und Koch. Dort berichteten wir dann kurz, wie wir wurden, was wir wurden, erfuhren aus einem sehr ausführlichen Brief von Behrsings Werdegang in den Vereinigten Staaten und erlebten japanische Streiflichter in Form von Farbdiás und Kommentaren zu von der Haars Hochzeitsreise. – Die frohen Stunden in der „Deele“ vergingen wie im Fluge. Weitere gastronomische Studien unternahmen wir unter kundiger Führung von Mohr, der übrigens als einziger von uns noch in Osnabrück wohnt.

Einige Unentwegte trafen sich am Sonntagmorgen noch zum Frühschoppen; alle aber stimmten für ein Wiedersehen im nächsten Jahr!

Wolfgang Wille, Hildesheim

Achtung! Ehemalige!

Im Jahre 1967 wird unsere Schule ihr hundertjähriges Bestehen feiern. Dazu sollen auch alle Ehemaligen eingeladen werden oder wenigstens die geplante Festschrift zugesandt bekommen, falls sie an den Feierlichkeiten nicht teilnehmen können. Leider haben wir aber beim Versand der Schulzeitung und bei manch anderer Gelegenheit feststellen müssen, daß die Verbindung zu den Ehemaligen häufig gestört ist, weil unsere Kartei nicht mehr in Ordnung ist. **Uns fehlen dringend die neuen Anschriften!** Wir sind daher jetzt dabei, die vorhandenen Unterlagen zu überprüfen, zu verbessern und zu ergänzen. Dazu genügt jedoch unser guter Wille allein nicht, wir brauchen noch die Mithilfe der Ehemaligen selbst, um die wir hiermit herzlich bitten. Wie soll diese Mithilfe aussehen?

- 1) Jeder einzelne, dessen Anschrift sich geändert hat oder ändern wird, teile bitte seine neue Anschrift mit an:

Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium
Ehemaligenkartei
45 Osnabrück, Lotter Str. 6

Bitte bei allen Zusendungen das Abgangsjahr nicht vergessen!
Es ist für die Kartei sehr wichtig!



- 2) Wer im Besitz von Anschriften ehemaliger Klassenkameraden ist – auch wenn es nur wenige sind –, möge sich die kleine Mühe machen, uns die ihm bekannten Anschriften zuzusenden. Jeder solche Hinweis hilft uns sehr!
- 3) Soweit ehemalige Klassen ihren Zusammenhalt über einen festen Verbindungsmann gesichert haben, möge er uns das wissen lassen, damit wir mit ihm zusammenarbeiten können. Darüber würden wir uns besonders freuen!
- 4) Vor allem die „Goldenen“ und „Silbernen“ der nächsten Jahre bitten wir um rechtzeitigen engen Kontakt, damit keiner bei der Einladung zu den Entlassungsfeiern der Abiturienten ver-

gessen wird. In den letzten Jahren waren einige Jahrgänge zu diesen Jubiläumstagen fast vollzählig erschienen und denken noch gern an dieses Wiedersehen mit Schule, Lehrern und Klassenkameraden zurück.

Jeder Ehemalige kann leicht erkennen, ob er in unserer Kartei „richtig“ geführt wird, und zwar daran, daß er die „neue Realität“ über die „richtige“ Anschrift erhält. Wer die Schulzeitung nicht bekommt, wird betrieblícherweise entweder in der Kartei zur Zeit versehentlich nicht geführt oder läuft dort unter einer falschen Anschrift (es kommt leider bergeweise Post zurück, die die Empfänger nicht mehr erreicht!). In diesem Falle kann nur eine Mitteilung an die Schule abhelfen. Wir werden dann unsere Ehre darin sehen, die Zeitung künftig pünktlich zu liefern.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch allen noch einmal bekanntgeben, daß nach Ablegung der Reifeprüfung automatisch alle als Mitglieder in die Vereinigung Ehemaliger aufgenommen sind. Der Jahresbeitrag beträgt 5,- DM, einer freiwilligen Mehrzahlung sind aber keine Grenzen gesetzt! Wer wegen seines Studiums vorläufig nicht in der Lage ist, seinen Beitrag zu zahlen, wird nicht aus der Kartei der Ehemaligen herausgenommen. Die alljährlich einmal beigefügte Zahlkarte erinnert ja jeden von selbst daran, daß er seinen Beitrag nicht zu überweisen vergißt, sobald die Verhältnisse ihn daran nicht mehr hindern.

Es sei noch hinzugefügt, daß die Vervollständigung der Kartei natürlich geraume Zeit in Anspruch nehmen wird, da das für unser Schulbüro eine zusätzliche Arbeit ist und wir auch nur wenige Schüler haben, deren Freizeit wir für die umfangreiche Arbeit beanspruchen können. Aber wir sind zuversichtlich, daß wir bis zum Jubiläumsjahr über die erneuerte Kartei die gesamte alte Schulgemeinde nicht nur erfaßt haben werden, sondern daß es dann infolge einwandfreier Benachrichtigung für viele ein ganz großes Wiedersehen geben wird.



pensées –

nicht von pascal

warum ich dir schreibe? – ich weiß es nicht genau. ist es so wichtig? nicht zu schreiben – nein, zu wissen, warum? – und ich könnte es dir nicht erklären, weil es gefühle sind; und gefühle sind nicht zu beschreiben, nicht zu fassen. sie sind einfach da, sie äußern sich in handlungen oder bleiben verborgen unter der decke des stolzes, des besserwissens, des sich-für-vernünftiger-haltens. sprechen die weisen: äußere deine gefühle, schleudere sie fort, so daß sie zu vektoren werden, ein jeder nach maß und in der richtung bestimmt, damit eines zweiten herz von ihnen getroffen werde, so hart oder zart, ganz wie die deine absicht es gewollt. – und sieh! es fällt dir ein grund auf, warum du etwas tust, warum du handelst. eine von deinem hirn schon vorgefaßte meinung hat sich durch sich selbst nun widerlegt; oder vielmehr die folgerungen, zu denen sie den anstoß gab, zwangen dich, ein Wort zurückzunehmen, das du zwar nicht leichtfertig, jedoch ohne erkennen der notwendigkeit von zu folgernden gedanken, gesprochen hast. und dies tut weh! – denn ein anderer erkannte schon in früherer zeit, daß der mensch sich von den wesen dieser welt darin unterscheidet, daß er die fähigkeit zum schaffen von dingen besitzt, denen eine jegliche zerstörungswut unter seinen nachkommen nichts anzuhaben vermag: er kann die eigenen gedanken in die form der sprache übertragen und diese von sich geben. – und tat er dies, so ist das ihm vor kurzer zeit noch eigene, sein denken, nun gut des allgemeinen. ein jeder hat das recht, dies von dem einen in die masse geschleuderte zu wenden nach gerade seinem sinn und verstand, und zu richten! – du individuum, daß du dem augenblick dauer verliehest, indem du dein, ganz und immer nur dein eigenes geistesprodukt in das kleid der sprache fügtest und dies, feinherausgeputzt, in die gesellschaft mehr oder minder heller geister sandtest, es ist vernommen! hellhörig wie die welt sich gibt. es war nur einer, der den ausspruch dieses einen gedankens, wohlgermerkt, des sich in seinem besitz befindenden, persönlichen gedankens, wagte. und nur durch deine nichtselbsttäuschung veranlaßte folgerungen vielleicht bewahren dich vor späterem unheil.

besinne dich, du anthropologisches problem! - claus securus -



EISCAFÉ VENEZIA

Gino Fuoli

OSNABRÜCK Große Straße 67

EISSPEZIALITÄTEN für Kenner

CARL **Prelle**

Osnabrück · Krahnstraße 43

Telefon 27248

gegründet 1860

Papierhandlung, Buchdruckerei, Buchbinderei

Fachgeschäft für feine Briefpapiere

Füllhalter · Zeichen- und Schulbedarf

Das grosse leistungsfähige

PHOTOHAUS

Erhardt

OSNABRÜCK Möserstr. 30 a

Photoarbeiten u. Filmverkauf auch Krahnstr. 21



Ein Wort genügt...

Olympia

- Fruchtsaftgetränk - mit Kohlensäure
 - Fruchtsaftgetränk - „Soft drink“
- ohne Kohlensäure
 - Orangen-Limonade - natur trüb
 - Zitronen-Limonade - klar
 - Cola-Getränk
- und
Westerberger Tafelwasser
aus der

Osnabrücker Aktien-Bierbrauerei

Osnabrück



Nur
ein
Weg
für
alle
Käufe...



KAUFHAUS

OSNABRÜCK
Wittekindstraße 23 Tel. 91611

MERKUR

Pelikano

...wünsch' ich mir einen neuen Füller!

Natürlich einen **Pelikano**

der blau-silberne Schulfüller mit
zwei Tintenpatronen
Sauberes, schnelles Füllen

Immer eine Reserve-Patrone
Unbedingt kleckssicher
Schüttelfest, robust



Federn für jedes Schulalter!

Es gibt viele Patronen-Füller,
aber nur einen PELIKANO -
der kleckst nie!

